

Interview zum 100. Geburtstag Alois Mertes am 29. Oktober 2021

Hans Dietrich Genscher, der „seinen“ Staatsminister Alois Mertes sehr geschätzt hat, bezeichnete Ihren Vater Alois Mertes in seinen Memoiren als einen Menschen „der fest in seinem Glauben, seiner Familie und seiner Heimat verwurzelt war“. Können Sie etwas zum familiären Hintergrund Ihres Vaters sagen und darüber, wie ihn das Milieu, in dem er aufwuchs und das katholische Umfeld geprägt haben? Was hat ihn, lieber Pater Mertes, lieber Michael Mertes, zu diesem ganz besonderen Politiker gemacht, für den die Lokalpolitik ebenso wichtig war wie die Weltpolitik?

MICHAEL MERTES: Klaus, unsere Schwester Eva, unserer Bruder Ludwig und ich haben als Kinder – das war in den späten 1950er- und frühen 1960-Jahren – noch etwas von diesem Milieu kennenlernen dürfen. Unser jüngster Bruder Johannes, der 1969 zur Welt kam, hat das nicht mehr mitbekommen. Es war eine ländlich-katholische Welt, die in sich ruhte. Doch die kulturellen Umwälzungen, die mit der Chiffre „1968“ nur sehr unzureichend erfasst werden, kündigten sich schon leise an.

KLAUS MERTES: Zu diesem „in sich ruhen“ würde ich gerne nachher noch etwas ergänzen. Es gab da auch Abgründe, aber die wurden uns erst viele Jahrzehnte später deutlich.

MICHAEL MERTES: Ich habe dieses Milieu damals jedenfalls so erlebt: Die Leute waren menschenfreundlich und hilfsbereit, dabei nüchtern und oft wortkarg, sie mochten kein pathetisches Gelabere. Sie kauften Gemüse, Obst und Milchprodukte nicht im Supermarkt – den gab's damals noch nicht –, sondern stellten das, was sie täglich zum Leben brauchten, zum großen Teil selbst her. Sie dachten in Generationen, schätzten das Bestehende – ich vermeide hier bewusst das politisch aufgeladene Wort „konservativ“ – und hatten eine Abneigung gegen Extreme.

Der katholische Glaube und seine Rituale durchtränkten das ganze Leben. Ich erinnere mich sehr gern daran, wie unsere 1959 verstorbene Großmutter Anna abends zu uns Enkeln ans Bett kam und uns liebevoll mit einem Tropfen aus dem kleinen Weihwasserkessel neben der Zimmertür segnete. Wenn die Kirchenglocke Mittag läutete, beteten wir den „Angelus“.

KLAUS MERTES: Und wenn es ein Gewitter gab, dann wurden die Rollläden heruntergelassen, eine Kerze angezündet und der Rosenkranz gebetet.

MICHAEL MERTES: Uns Kindern wurde eingeschärft, „Gelobt sei Jesus Christus“ zu sagen, wenn wir an einem Wegekreuz vorbeikamen. Sonntags in der Kirche sang die Gemeinde aus voller Kehle. Johannes, der ältere Bruder unseres Vaters, wurde 1938 zum Priester geweiht. Er hat 1962 ein schönes Buch über die Lieder des Trierer Gesangbuchs veröffentlicht, das ich noch besitze. Das sind nur ein paar Impressionen, aber ich denke, sie vermitteln etwas von der Atmosphäre, in der auch unser Vater aufgewachsen sein muss. Er hat einmal gesagt, er sei nicht aus Tugend gern zur Kirche gegangen, sondern aus Lust und Liebe. Das konnte man bei ihm immer spüren.

KLAUS MERTES: Und auch die Dankbarkeit, gerade auch für Bildung in Kirche und Schule.

MICHAEL MERTES: Unser 1947 verstorbener Großvater Michael war ein mittlerer Postbeamter und verdiente sich mit einer kleinen Landwirtschaft noch ein Zubrot. Großmutter Anna war diejenige, die darauf achtete, dass mit dem knappen Geld sparsam gewirtschaftet wurde. Ihr Bruder Johann Feldges war in den letzten Jahren der Weimarer Republik Amtsbürgermeister in Niederstadtfeld gewesen. Die Nazis setzten ihn 1933 ab, weil er den Beitritt zur NSDAP ablehnte. Nach dem Krieg, von 1945 bis 1952 war er Landrat des Landkreises Daun.

Das bringt mich zu einem wesentlichen Punkt, nämlich der politischen Orientierung des Milieus, aus dem unser Vater stammte: Meine Gerolsteiner Großeltern gehörten bis zur letzten Reichstagswahl zu den Stammwählern der katholischen Zentrumspartei. Ihre Farben waren Schwarz-Rot-Gold, nie Schwarz-Weiß-Rot. Übrigens waren auch die Saarbrücker Eltern unserer Mutter Hiltrud Stammwähler des Zentrums. Ein Gerolsteiner Altersgenosse meines Vaters, der 1920 geborene Karl Wand – er war später deutscher Botschafter in einigen afrikanischen Ländern –, hat in seinen 2004 publizierten Erinnerungen sehr eindringlich geschildert, wie sein Vater Ernst Wand, Lehrer und Zentrumsmitglied, die NSDAP politisch bekämpfte und wie wenig Zuspruch diese Partei in Gerolstein fand. Karl Wand berichtet übrigens auch, dass er und unser Vater gemeinsam Messe dienten.

Ab 1932/33 wurde unser Vater vom örtlichen Kaplan zur Verteilung von Druckschriften gegen den Nationalsozialismus eingesetzt. Er war natürlich kein Held des Widerstandes, aber durch Glaube und Milieubindung in hohem Maße immun gegen die Nazi-Ideologie. Es war eine prägende Erfahrung für ihn, dass Messdiener wie er von HJ-Führern als reaktionäre „Betschwestern“ und „Pfaffenknechte“ verhöhnt wurden. Sein Leben lang blieb er skeptisch gegenüber allen Bewegungen, die sich an der Spitze des Fortschritts wähnen und in ihrer übergriffigen Hybris der Jugend eine herrliche Zukunft versprechen nach dem HJ-Motto: „Vorwärts! vorwärts! schmettern die hellen Fanfaren“.

Unser Vater, Ende 17 zu Beginn des Krieges und Mitte 23 am 8. Mai 1945, diente als Wehrmachtssoldat bei der Marine-Flak – erst auf der niederländischen Insel Terschelling/Westfriesland, später in der Nähe von Jever/Ostfriesland und schließlich in Swinemünde, damals zur preußischen Provinz Pommern, Landkreis Usedom-Wollin, gehörig, heute in der polnischen Woiwodschaft Westpommern gelegen. Er war ein Zivilist in Uniform, kein Kommisskopf. Er mochte nicht die geistlose Atmosphäre auf seiner Mannschaftsstube und zog sich immer wieder zurück, um in kostbaren Momenten des Alleinseins Psalmen zu lesen. Irgendwo muss das Marine-Gebetbuch, das er mir einmal zeigte, noch liegen – weggeworfen habe ich es bestimmt nicht.

Bei allen politischen Gegensätzen hatte unser Vater immer großen Respekt vor der SPD, die ja zusammen mit dem Zentrum und der DDP eine der drei Säulen der „Weimarer Koalition“ gewesen war. Dagegen waren preußische Konservative ihm fremd. Manchmal hatte ich den Eindruck, dass da bei ihm und anderen Katholiken seiner Generation ein untergründiges Misstrauen nachwirkte, das noch aus Kulturkampfzeiten stammte. Heute können wir uns das nicht mehr vorstellen, aber bis in die 1960er-Jahre hinein gab es in manchen westdeutschen Ministerien und Staatskanzleien tatsächlich noch eine konfessionalistische Personalpolitik. Ulrich de Maizière, Generalinspekteur der Bundeswehr von 1966 bis 1972, hat mir das

einmal im Blick auf das Bundesverteidigungsministerium in den 1950-Jahren erzählt, Helmut Kohl im Blick auf die Mainzer Staatskanzlei unter seinem Vorgänger Peter Altmeier.

Heimatverbundenheit und Weltbürgertum waren für unseren Vater keine Gegensätze. Anders als viele Aufsteiger war er immer stolz auf seine Herkunft. Da war er innerlich ganz frei. Er kannte keine Minderwertigkeitsgefühle gegenüber Menschen aus höheren Milieus – und er schaute nicht auf Menschen einfacherer Herkunft hinunter. Zur Außenpolitik brachten ihn vor allem persönliche Vorlieben und Qualitäten: seine außergewöhnliche Fremdsprachenbegabung, sein historisches Interesse, seine große Neugier auf die Welt jenseits des heimatlichen Horizonts. Ich denke, dass auch der universalistische Charakter des römischen Katholizismus ihn dazu anregte, nicht bei der „urbs“ stehen zu bleiben, sondern den „orbis“ zu erkunden. Und mit vielen anderen Grenzlandbewohnern – da fällt mir sofort Helmut Kohl ein – verband ihn die aus leidvoller kollektiver Erfahrung herrührende Erkenntnis, dass die auswärtigen Beziehungen mindestens genauso unser Schicksal bestimmen wie die Wirtschaft.

Bleiben wir für einen Moment beim Thema Heimat: Die Eifelforscherin und Schriftstellerin Sophie Lange hat die Eifeler so charakterisiert. Sie seien von der „Wesensart des Bauern: natur- und erdverbunden, ländlich-sittlich, emsig-fleißig, klug aber langsam.“ Wieviel Eifeler dieser Art steckte in Ihrem Vater?

MICHAEL MERTES: Na ja, solche Zuschreibungen sind immer problematisch, auch wenn es sich um positive Stereotype handelt. Ich würde „Natur- und Erdverbundenheit“ mit „Sinn für das Konkrete“ übersetzen. Von Walter Dirks, den er aus mehreren Studentenbegegnungen der unmittelbaren Nachkriegszeit kannte, hatte unser Vater einen Gedanken gehört, den er gut fand: Christentum und Marxismus verschweben nicht in den abstrakten Sphären des Ideenhimmels, sie teilen den Sinn für das Materielle, für das tägliche Brot, für die Fleischwerdung des Wortes. Unser Vater liebte ganz besonders einen Satz aus dem Mémorial von Blaise Pascal: „Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs, nicht der Philosophen und Gelehrten.“ Wenn „ländlich-sittlich“ nicht eng moralisierend gemeint ist, könnte man es mit „traditionsbewusst“ oder „Traditionen wertschätzend“ übersetzen; dann passt es. Mit „emsig-fleißig“ habe ich keine Schwierigkeiten. Doch „klug aber langsam“?

KLAUS MERTES: Bei „klug“ fällt mir – verzeihe, dass ich dich unterbreche – die erste Eifelbeschreibung deutscher Sprache in Sebastian Münsters „Cosmographie“ aus dem 16. Jahrhundert ein. Darin steht ein Satz, den Vater gerne lächelnd und augenzwinkernd, ein wenig auch mit Blick auf sich selbst, zitierte. Da heißt es, die Eifler hätten „sinnreiche köpff, wo sie geübet werden“.

MICHAEL MERTES: Genau. Jedenfalls: Unser Vater hatte die Gabe der schnellen Auffassung und des druckreifen Formulierens aus dem Stehgreif. „Langsam“ war er insofern, als er den Dingen auf den Grund gehen wollte und viel Zeit in die Bildung von Begriffen und das Entwerfen von Konzeptionen steckte.

KLAUS MERTES: Überhaupt war er sorgfältig im Umgang mit Sprache. Ein etymologisches Lexikon war stets zu Hand, wenn es darum ging, Begriffe zu klären. Das konnte auch nerven. Was das für die politische Arbeit bedeutete, habe ich erstmals begriffen, als 1971 das Berliner Viermächteabkommen unterschrieben wurde. Michael bekam die bundesdeutsche

Übersetzung in die Hand, ich die Übersetzung im Neuen Deutschland, und er hatte den englischen Text vor sich. Jedesmal, wenn die eine deutsche Übersetzung von der anderen abwich, mussten wir das anzeigen. Da zeigten sich bemerkenswerte Unterschiede. In der einen Übersetzung hatten die West-Sektoren Berlins, obgleich kein Bestandteil der Bundesrepublik, „Bindungen“ an die Bundesrepublik, in der anderen waren das bloß „Verbindungen“.

MICHAEL MERTES: Und er war beharrlich bei der Verfolgung politischer Ziele. Das hielt er übrigens für eine besondere Stärke sowjetischer Außenpolitik: die Fähigkeit, in langen historischen Linien zu denken. Ihn beunruhigte die Ungeduld westlicher Außenpolitik – vor allem das amerikanische „Now!“, das heißt der Glaube an schnelle Lösungen für komplexe, oft historisch gewachsene Probleme. Ein Bauer weiß, dass Früchte Zeit brauchen, um zu reifen. Er kann den Boden bearbeiten, er kann säen und pflanzen, er kann hegen und pflegen – aber er ist sich stets darüber im Klaren, wie abhängig er vom Wetter ist, allgemeiner formuliert: von Faktoren, auf die er selbst keinen Einfluss hat.

Noch ein kurzer Nachsatz zum Thema Eifel. Der Bonner Journalist Walter Henkels hat Ihren Vater wunderbar lakonisch als „Fachmann für Außen- und Eifelpolitik“ bezeichnet. Was könnte denn in diesem Sinne Eifelpolitik bei Ihrem Vater gewesen sein? Wie hat er Politik für seine Heimat verstanden?

KLAUS MERTES: Unser Vater fuhr an Wochenenden öfters in den Wahlkreis, um Sprechstunden für Bürger zu halten. Manchmal durfte ich ihn in meiner Bonner Studienzeit an solchen Wochenenden chauffieren, in einem VW-Käfer. Er steuerte mehrere Orte hintereinander an. So war er den ganzen Tag mit Sprechstunden belegt. Die Leute kamen zu ihm mit allen möglichen Problemen. Schwierigkeiten mit Behörden, Schlichtung von Streit, Interessen aller Art. Er hörte zu, fragte nach, anschließend setzte er auf seiner Schreibmaschine eigenhändig einen Brief auf oder ließ ihn von seinem langjährigen Wahlkreisassistenten Christian Krahwinkel tippen – an eine Behörde, einen Kollegen im Bundestag, wen auch immer. Dann zeigte er den jeweiligen Besuchern den Wortlaut des Briefes, steckte ihn unterschrieben in ein Couvert, schrieb die Adresse drauf, frankierte ihn, überreichte ihn dem Besucher mit den Worten: „Bitte werfen Sie den Brief jetzt in den Briefkasten.“ Diese Methode hatte mehrere Vorteile. Erstens konnten sich die Personen mit ihren Anliegen sicher sein, dass der Brief tatsächlich losgegangen war. Zweitens war der erste Arbeitsschritt schon erledigt. Drittens signalisierte er den Personen, die zu ihm kamen, dass sie auch selbst etwas für ihr Anliegen zu machen hatten.

So kam es, dass unser Vater viel direkten Kontakt mit der Eifler Bevölkerung hatte, vor allem in Bezug auf die kleineren Wehwehchen, die für ihn aber meist mehr waren als kleine Wehwehchen. Für wirtschaftliche Standortförderung war er sicherlich auch offen, aber es war nicht sein primäres Thema. Wichtig war ihm dafür die Heimatpflege, die Reputationspflege seiner Heimat. Und es passierte auch oft genug, dass er durch seine Präsenz Klischees durchbrechen konnte. Einmal saß er nach einer langen Sprechstunde abends noch in einer Kneipe, in der er getagt und Anliegen entgegengenommen hatte. Ein Mann setzte sich neben ihn und sagte: „Ihr Abgeordneten kommt doch immer nur kurz vor den Wahlen, wenn ihr gewählt werden wollte.“ Darauf erwiderte er: „Und wer sitzt denn jetzt vor ihnen?“ Es war mitten in der Legislaturperiode.

MICHAEL MERTES: Nur eine kleine Ergänzung: Unser Vater hat sich nicht nur um die Sorgen einzelner Menschen in seinem Wahlkreis gekümmert, sondern auch um Infrastrukturprobleme wie den Bundesstraßenbau in der Eifel, soziale Fragen wie die Anliegen der Bahnbediensteten auf der Eifelstrecke oder die Arbeitsplatzsorgen der deutschen Ortskräfte an den amerikanischen Flugplätzen – und nicht zuletzt um das heiße Eisen der Tiefflüge von US-Kampffjets.

Unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs absolvierte Ihr Vater ein Studium der Geschichte und Romanistik in Bonn und Paris. In Paris war er Mitglied einer Studentengemeinde und knüpfte Kontakte zu jungen Franzosen und französischen Geistlichen. Inwiefern haben seine Erfahrungen aus dieser Zeit seinen weiteren Lebensweg und besonders auch seine europäischen Überzeugungen geprägt? Wie wichtig war diese Erfahrung für ihn?

MICHAEL MERTES: Vom intellektuellen Kapital, das er in diesen Jahren anhäufte, zehrte er ein Leben lang. Auch viele der Freundschaften, die er damals schloss, hielten bis zu seinem Tod – stellvertretend für diese Freunde erwähne ich nur Joseph Rovani. Wenn ich mir die Periodika aus dem Nachlass unseres Vaters anschau, blicke ich auf ein breites Panorama geistiger Interessen: Mehrere Hefte der Zeitschrift „Esprit“, einschließlich der Ausgabe vom Oktober 1945 mit Rovanis berühmtem Aufsatz „L’Allemagne de nos mérites“; die linkskatholischen „Frankfurter Hefte“ ab der ersten Ausgabe 1946; die vom Sozialdemokraten Willi Eichler herausgegebene Zeitschrift „Geist und Tat“, ebenfalls ab der ersten Ausgabe 1946; Gertrud Luckners „Freiburger Rundbrief“ für christlich-jüdischen Dialog ab der ersten Ausgabe 1948; die deutsch-französische Zeitschrift „Dokumente/Documents“ ab 1950.

Die Aufzählung ist unvollständig, viele dieser Zeitschriften gibt es nicht mehr. In einigen davon hat unser Vater selbst publiziert, vor allem Tagungsberichte über deutsch-französische Studentenbegegnungen. Die Inhalte dieser Zeitschriften widerlegen den Mythos, dass in der frühen Nachkriegszeit die Verbrechen Nazi-Deutschlands allgemein beschwiegen wurden. Ich finde dort auch Essays, die den kirchlichen Antijudaismus als verhängnisvolle Irrlehre entlarven, die Fragilität der freiheitlichen Demokratie und ihre Bedrohung durch totalitäres Denken untersuchen und für die Überwindung des Nationalismus plädieren.

Von Walter Dirks und Eugen Kogon hat unser Vater viel gelernt, und er hat immer mit Hochachtung über Dirks geredet. In Fragen sozialer Gerechtigkeit stand er damals – und auch später – eher links von der Mitte, auf der Seite von Vertretern der katholischen Soziallehre wie dem Jesuiten Oswald von Nell-Breuning. Ich glaube nicht, dass ihm der neoliberale Hype der 1990er-Jahre zugesagt hätte. Wenn ich mich an seine eigenen Schilderungen richtig erinnere, entfremdete er sich in den frühen 1950er-Jahren vor allem aus außen- und sicherheitspolitischen Gründen vom linkskatholischen Milieu. Er bejahte die Westintegrationspolitik Konrad Adenauers, zu der auch die Wiederbewaffnung zählte, aus vollem Herzen.

Die europäischen Überzeugungen unseres Vaters waren im Kern schon vorhanden, als er sich in den deutsch-französischen Studentenbegegnungen zu engagieren begann. Schon als Schüler hatte er sich für Frankreich interessiert. Seine Heimat war, wenn man so will,

karolingisches Kernland. Dort sprach man die gleiche moselfränkische Mundart wie in Lothringen, Luxemburg und dem südlichen Ostbelgien. Als Diplomat an der Deutschen Botschaft Moskau konnte unser Vater sich mit dem luxemburgischen Botschafter und einem französischen Botschaftsrat aus Diedenhofen/Thionville „op Lëtzebuergesch“ unterhalten – für den KGB sicher ein schwer zu knackendes Idiom.

KLAUS MERTES: Über dieses Thema haben wir in der Familie oft gelacht. Wir lebten von 1963 bis 1966 in Moskau. Am 19. Oktober 1965 erschien in der *Iswestija* ein Artikel: Auf der Titelseite ein Bild von Vater, und darunter stand: „Ein Jesuit in Diplomatenuniform“. „Jesuit“ war hier als Schimpfwort gemeint. In dem Artikel stand auch: „Jeden Morgen zwingt Mertes seine Kinder, Psalmen aus einer dicken Bibel zu singen, die an der sichtbarsten Stelle seines Hauses liegt.“ Klar, wir haben jeden morgen Lieder aus dem Trierer Kirchengesangbuch gesungen. Wir wurden dauernd abgehört, und wir wussten das auch. Es machte meinem Vater diebisch Freude, die mithörenden KGBler mit seinem moselfränkischen Dialekt zur Verzweiflung zu bringen. Da zeigte sich bei ihm eine geradezu jugenhafte Freude an Schnippchen und Streichen.

MICHAEL MERTES: Ich habe die ersten zweieinhalb Schuljahre 1959–1962 auf einer französischen Grundschule in Meudon-Bellevue absolviert und dort ab dem zweiten Schuljahr klassischen französischen Geschichtsunterricht mit „unseren Vorfahren, den Galliern“ und so weiter genossen. Als Karl der Große dran war, sagte mir ein Klassenkamerad, Charlemagne sei eindeutig ein Franzose gewesen, kein Deutscher. Ich verstand das nicht und fragte meine Eltern, was denn nun stimme. Sie sagten mir, dass es zu Karls Zeiten noch keine Franzosen und keine Deutschen im heutigen Sinne gegeben habe. Das leuchtete mir zwar nicht ein, hat mir aber später das Verständnis dafür eröffnet, dass Nationen nicht von Ewigkeit zu Ewigkeit existieren, sondern etwas Gewordenes – und damit auch Vergängliches – sind.

Aber es ging unserem Vater in Sachen Europa nicht um karolingische Nostalgie, sondern um existentielle politische Fragen. Sein Urgroßvater Lambert Mertes, ein „Ackerer“ – also Landwirt – aus Büscheich, wurde während der französischen Besetzung und Annexion der Rheinlande gezwungen, in der Armee Napoleons in Spanien zu dienen. Nach Frankreichs Niederlage 1814 wanderte er zurück nach Hause. Für diesen gefährvollen Weg brauchte er ein ganzes Jahr. Solche Familienanekdoten sind repräsentativ für die Erfahrung einer Grenzregion, die jahrhundertlang unter den von Frankreich ausgehenden oder gegen Frankreich geführten Kriegen zu leiden hatte. Die Dissertation unseres Vaters von 1951 untersuchte „Frankreichs Stellungnahme zur deutschen Revolution im Jahre 1848“. Dieses Thema ließ ihn nie wieder los. Schon im 19. Jahrhundert gab es in der französischen Diplomatie zwei Schulen: Die eine sah in einem vereinten Deutschland eine Gefahr für Frankreich, die andere befürwortete ein vereintes Deutschland als Bollwerk gegen die Expansionsgelüste des Zaren.

1952 begann Ihr Vater seine diplomatische Karriere und von 1955 bis 1956 war er dann am Generalkonsulat in Marseille tätig, von 1958 bis 1963 folgte ein Aufenthalt an der Botschaft in Paris. Die 1950er Jahre waren selbstverständlich das Jahrzehnt, in dem das Europäische Einigungswerk Gestalt annahm, vorangetrieben nicht zuletzt durch die deutsch-französische Zusammenarbeit, also durch Staatsmänner wie Konrad Adenauer, Robert Schuman und Charles de Gaulle. Wie hat Ihr Vater später diese Zeit geschildert? Wie beurteilte er die

Lebensleistung Konrad Adenauers und inwiefern stimmte er mit der Politik Adenauers und dessen Grundüberzeugungen überein?

KLAUS MERTES: Unser Vater lernte unsere Mutter Anfang der 1950er-Jahre in der Katholischen Studentengemeinde von Paris kennen, unsere Eltern verlobten sich auf einer europäischen Studentenwallfahrt nach Chartres. Die Europa-Begeisterung war unseren Eltern ein Leben lang anzuspüren, ganz besonders die Begeisterung für die deutsch-französische Aussöhnung, schon bald aber auch für die deutsch-polnische Aussöhnung. Durch den Bezug auf Namen wie Adenauer, De Gasperi und Schuman war die Begeisterung sozusagen katholisch grundiert. Dasselbe galt für die deutsch-polnische Aussöhnung, die durch die Bischofskonferenzen beider Länder vorangetrieben wurde.

Adenauer war für unseren Vater maßgeblich. Er teilte seine Grundüberzeugungen und Grundentscheidungen: Westorientierung, Ablehnung der Stalinnote 1952, Vorrang der Freiheit vor der staatlichen Einheit, Gründung der Bundeswehr und Eintritt in die NATO, maßgebliche Bedeutung der deutsch-französischen Partnerschaft und der Beziehung zu Israel. Er zitierte oft die mit rheinischem Mutterwitz gewürzten kurzen und prägnanten Aussagen Adenauers, zum Beispiel: „Man muss de Menschen so nehmen wie se sin, andere jibb et nich.“

Unsere Mutter erzählt auch gerne folgende Geschichte: Unser Vater war während der Studienzeit in Bonn mit einer Tochter Adenauers befreundet. Eines Tages traf er sie an der Bushaltestelle in der Koblenzerstraße vor der Uni. Sie sollte zu ihrem Vater ins Bundeskanzleramt kommen, um ihn anstelle ihrer 1948 verstorbenen Mutter bei einem Empfang zu begleiten. Sie hatte Angst, der Bus könne sich verspäten. Vater reagierte überrascht: „Da kannst du doch als Tochter des Bundeskanzlers ein Taxi nehmen!“ Sie erwiderte: „Nein, das erlaubt mein Vater nicht. Er ist für Sparsamkeit, gegen Privilegien.“ Darauf ließ Vater sie auf den Gepäckträger seines Fahrrads steigen und radelte sie ins Bundeskanzleramt. Am Zielort kassierte er ein Knöllchen von 5 DM, wahrscheinlich mehr, als die kurze Taxifahrt damals gekostet hätte. Adenauers Abneigung gegen Luxus und Privilegien imponierte ihm, und so ging er dann auch mit uns um, als er später in hohen Ämtern war.

1961 trat Ihr Vater in die CDU ein. War das aus Ihrer Sicht sozusagen ein „logischer“ Schritt, in dem Sinne, dass ein überzeugter Katholik seine politische Heimat in der Partei fand, die das christliche Menschenbild als Ihre Richtschnur ansieht? Hat Ihr Vater später über seinen Parteieintritt, seine Motive hierfür und sein Verhältnis zur CDU gesprochen? Gab es Zeiten, in denen er an seiner Partei gezweifelt hat und woran hat sich das vor allem entzündet?

KLAUS MERTES: Das Wort „christliches Menschenbild“ war damals noch nicht in Mode. Heute fungiert es als Leerformel für alles Mögliche, was vielleicht gar nichts damit zu tun hat, oder was auch weit über „das Christliche“ hinaus geht. Mein Vater war da vorsichtiger mit solchen Worten. Josef Piepers Schrift „Über das christliche Menschenbild“ schätzte er natürlich sehr – wie überhaupt alles, was Pieper geschrieben hat; seine Schriften hatte er schon als Soldat in Auszügen abgetippt, in der Tasche mitgetragen und daraus Trost geschöpft –, aber er hätte den Begriff wohl nur sehr vorsichtig für parteipolitische Profilierung benutzt. Nein, ich glaube, sein Eintritt in die CDU hing mit seinen politischen Überzeugungen zusammen, die wir gerade beschrieben haben. Was ihm am C in der CDU besonders wichtig war, das war die ökumenische Dimension – dass nach dem Krieg erstmals

der konfessionelle Gegensatz in der Politik überwunden war. Das C stand also gerade nicht für identitäre Abgrenzung, sondern für Überwindung von trennenden Grenzen. Was das für heute bedeutet, wäre neu zu buchstabieren.

Das Verhältnis von Vater zur eignen Partei war nicht so eng, dass er unter deren Schwächen allzu sehr gelitten hätte. Seine Basis waren die Wähler im Wahlkreis. Mit anderen Entwicklungen in der CDU fremdelte er, vor allem dann, wenn sie eher aus dem nationalkonservativen Spektrum kamen. Er war 1979 zwar gegen die Aufhebung der Verjährung von Mord – darüber haben wir in der Familie viel diskutiert, weil es dabei in erster Linie um die Strafverfolgung von Nazi-Verbrechen ging –, aber ausschließlich auf Grund seines Verständnisses von Rechtsstaatlichkeit. Mir persönlich ist das Thema Verjährung dann neu zugefallen, als nach 2010 die Forderung nach Aufhebung der Verjährungsfrist bei sexuellem Missbrauch von Kindern und Jugendlichen laut wurde. Mit nationalkonservativem Denken hatte er nichts zu tun.

MICHAEL MERTES: Ja, aber er war durchaus dafür, diese Leute – übrigens auch die Heimatvertriebenen aus dem Osten – unter dem breiten Dach der CDU zu integrieren, ohne sie über die CDU dominieren zu lassen. Das gehörte für ihn zur staatspolitischen Verantwortung der Union.

KLAUS MERTES: Gut, aber es war eben nicht seine Richtung. Er war ja, wie du vorhin selbst dargelegt hast, innerlich mit der Opposition gegen die Nazis verbunden gewesen, und zwar gerade aus seiner katholischen Prägung und Erfahrung heraus. Er war stolz, dass die Eifler im Herbst 1932, bei den letzten freien Reichstagswahlen, vor allem das katholische Zentrum gewählt hatten.

Gezweifelt hat Vater an seiner Partei nicht wirklich, weil er sich in seiner Konzentration auf die außen- und sicherheitspolitischen Fragen letztlich mit ihr inhaltlich eins wusste. Viel schwieriger waren für ihn die Entwicklungen in der Kirche. Das hatte sich ja schon angekündigt, als er in der Frage der Wiederbewaffnung Adenauer gefolgt war und sich dadurch von dem bis dahin sehr geschätzten Walter Dirks entfremdet hatte. Den sozialpolitischen Inspirationen des Katholizismus blieb er verbunden. Insofern stand er in seiner Partei auf der sozialpolitischen Seite mit Hans Katzer und anderen, aber in der Sicherheitspolitik gab es einen Bruch mit dem immer dezidiert auftretenden Pazifismus im linken politischen Katholizismus.

MICHAEL MERTES: Du hast zu Recht das katholische Milieu erwähnt, in dem die CDU einmal fest verankert war. Ich sage „war“, denn nach meinem Eindruck hat die gegenwärtige Kirchenkrise, die die Kirchenleitung zum größten Teil selbst verschuldet hat, die Auflösung dieses Milieus dramatisch beschleunigt. Damit erodiert auch eine der gesellschaftlichen Stützpfeiler der CDU. Ich vermute mal, dass Benedikt XVI. sich die von ihm propagierte „Entweltlichung“ der Kirche nicht als Entkirchlichung der Welt vorgestellt hat, wie wir sie jetzt erleben.

Schauen wir noch einmal etwas tiefer auf das C, lieber Pater Mertes. Anfang der 1960er Jahre, gerade in der Zeit, in der Ihr Vater in die CDU eintrat, entbrannte eine kleine Auseinandersetzung zwischen dem damaligen aufstrebenden CDU-Jungstar und früheren Jesuitenschüler Reiner Barzel und dem alten Politik-Patriarchen, Konrad Adenauer. Eine

Denkschrift Barzels über das „geistige und gesellschaftliche Bild der Gegenwart und die künftigen Aufgaben der CDU“ fand überhaupt nicht die Gegenliebe des Kanzlers. Zu katholisch, zu papsttreu! Adenauer wollte die Liberalen Kräfte, die zunehmend zur CDU stießen, nicht verprellen und machte im Gegensatz zu Barzel deutlich, dass man keine Wahlen gewinnen könne, wenn man die Partei wie Barzel als Vereinigung von Menschen sähe, „die auch ihr politisches Handeln unter Gottes Wort und Gebot stellen“. Wir täten es ja doch nicht? Wie stand ihr Vater zu diesem Dilemma? Die CDU als christliche Partei oder Christen, die als solche in der Partei agieren?

KLAUS MERTES: Vater hat nach 1969 Barzel außenpolitisch beraten und ihn als brillanten Redner der Opposition gegen Brandts Neue Ostpolitik sehr geschätzt – übrigens auch, was weniger bekannt ist, den Bundestagsabgeordneten Karl Theodor zu Guttenberg senior. Aber die Denkschrift von Barzel war nicht seine Kragenweite, obwohl er ja Jesuiten – und somit wohl auch Jesuitenschüler – schätzte. Uns Söhne hatte er am Aloisiuskolleg in Bonn angemeldet, und auch in Paris hatte er Russisch bei den Jesuiten im Centre Sèvres gelernt. Ihr Hinweis, dass Barzel Jesuitenschüler (des Berliner Canisius-Kollegs) war, lässt mich daran denken, dass Vater viele und gute Kontakte mit Jesuiten hatte, insbesondere mit Jesuiten in Frankreich. Die kamen ja meist aus der Résistance, engagierten sich in der Arbeiterpriesterbewegung und in der europäischen Bewegung. Das wurde mir noch einmal bewusst, als ich später Volker Schlöndorff bei seinem Manuskript für den Film „Der neunte Tag“ theologisch beriet. Schlöndorff war nach dem Krieg Internatsschüler im Jesuitenkolleg in Vannes gewesen und erzählte sehr positiv, wie er die Jesuiten damals erlebt hatte, die mental und politisch aus der Résistance kamen. Das alles war jedenfalls das Gegenteil von einem klerikalen Katholizismus. Übrigens gilt das auch für Vaters älteren Bruder Johannes, den Michael eingangs erwähnte ...

MICHAEL MERTES: ... deinen Paten!

KLAUS MERTES: Ja. Der war ja nicht nur im Verbund mit Balthasar Fischer ein Förderer der liturgischen Reform und des Gesangs nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Als Pfarrer in Merzig gründete er auch einen Arbeiterverein, der vor zwei Jahren das 50-jährige Jubiläum seines Bestehens feierte. Die Nachricht vom frühen Tod seines Bruders 1966 traf unseren Vater sehr – unser jüngster Bruder Johannes ist nach ihm benannt.

Barzels Intervention, die Sie zitieren, wird für ihn vermutlich zu sehr nach einer Wiederauflage des katholischen Zentrums gerochen haben. Das widersprach dann auch dem ökumenischen Ansatz in der CDU. Bei aller Loyalität zum kirchlichen Lehramt fühlte Vater sich frei, auch andere politischen Positionen zu vertreten als der Papst oder die Bischöfe. Das betraf nicht nur seine Bewertung der Außenpolitik von Paul VI. und Casaroli. In der Debatte um Paragraph 218 schloss er sich nicht dem Bruno-Heck-Entwurf an, der der Position der Bischöfe näherstand, sondern der liberaleren Indikationsregelung der Mehrheit in der CDU/CSU-Fraktion. Ich hatte damals Kontakt zum Opus-Dei-Haus in Bonn und erlebte, wie sich einige Studenten unter Berufung auf eine angebliche Freundschaft mit mir bei meinem Vater telefonisch meldeten oder ihn sogar im Bundestag aus Sitzungen herausriefen: „Guten Tag, ich bin ein Freund ihres Sohnes Klaus und möchte mit Ihnen über Ihr Abstimmungsverhalten zum Paragraphen 218 sprechen.“ Als ich von diesen Übergriffen erfuhr, beendete ich diese angeblichen Freundschaften und trat einige Monate später in den Jesuitenorden ein.

Das nur nebenbei. Wichtig daran ist: Unser Vater hatte nichts mit katholischem Integralismus am Hut. Seine Lehre aus der Katastrophe des Ersten und Zweiten Weltkriegs lautete: Rechtsstaatlichkeit und Demokratie sind die Säulen einer humanen Gesellschaft, und das bedeutet auch: Lieber rechtsstaatlich und demokratisch legitimierte Verfahren, auch dann, wenn sie zu Ergebnissen führen, die mit eigenen katholisch geprägten Vorstellungen nicht übereinstimmen, als ein guter christlicher Diktator, der sich am Papst orientiert und im Falle der Fälle auch mal von oben an Verfahren vorbei durchregiert.

MICHAEL MERTES: Absolut d'accord. Bei einem Seminar in Israel provozierte mich vor ein paar Jahren ein Teilnehmer mit der Frage, ob nicht die türkische AKP das muslimische Pendant zur CDU sei: hier politischer Islam, dort politisches Christentum. Meine Antwort: Im Gegensatz zur AKP bejaht die CDU die Trennung von Staat und Religion. Sie ist für den säkularen Staat, und zwar nach dem bewährten deutschen Modell: neutral religionsfreundlich, und damit gleichweit entfernt von der französischen Laïcité und dem preußischen „Bündnis von Thron und Altar“.

Und dann noch eine kleine Anekdote zum Thema „Jesuitenschüler“. Ich hatte im Herbst 1986 mal einen kleinen Disput mit dem SPIEGEL-Journalisten Jürgen Leinemann. Er behauptete, Oskar Lafontaine sei ein Jesuitenschüler. Das sagte er mit einer Mischung aus Bewunderung und Grusel – typisch für säkulare Zeitgenossen, die sich ein Jesuitenkolleg als hohe Schule des Machiavellismus für künftige Machtmenschen vorstellen. Ich widersprach ihm, denn ich wusste, dass Lafontaine Schüler des Regino-Gymnasiums in Prüm gewesen war, das keineswegs von Jesuiten geleitet wurde. Auch unser Vater hatte diese Schule besucht, wenngleich zwei Jahrzehnte vor Lafontaine. Beide Schulkameraden – wenn man sie bei diesem Altersabstand so nennen darf – haben übrigens während der Nachrüstungsdebatte manche öffentliche Diskussion miteinander geführt. Wie auch immer, Leinemann ließ sich nicht von mir überzeugen, die Geschichte mit dem „Jesuitenschüler“ Lafontaine war wohl einfach zu schön.

KLAUS MERTES: Da muss ich, wenn schon denn schon, eins draufsetzen. Kürzlich wurde ich in kritischer Absicht gegen jesuitische Erziehung darauf hingewiesen, dass Josef Goebbels ebenfalls Jesuitenschüler gewesen sei. Das passt in diese Gruselmythologie. So ähnlich wie die Behauptung, dass Lenin beim Aufbau der KPdSU auch immer das Exerzitienbuch von Ignatius von Loyola auf seinem Tisch liegen hatte. Das mit Goebbels ist nachweislich falsch. Man vermutet, dass er sich mit dem Thema „Jesuitenschüler“ selbst brüsten wollte, um den Gruseleffekt zu bewirken: strategisch schlau, skrupellos, immer die Machtinteressen im Blick, allerdings nicht die des Papstes, sondern die des Führers.

Ihr Vater trat damals gegen den Amtsinhaber des Wahlkreises Hans Richarts an, der ein anerkannter Agrarexperte innerhalb der CDU und damit eigentlich der richtige Mann für die bäuerliche Eifel war. Und er gewann die Nominierung und dann den Wahlkreis für sich mit einer erstaunlichen Strategie, nämlich indem er offensiv auf die Bedeutung der Außen- und Sicherheitspolitik für seine Heimat hinwies, die in der Geschichte immer wieder Schauplatz von militärischen Auseinandersetzungen war. Wie verzweifelt wäre Ihr Vater heute, über die Tatsache, dass in einem Wahljahr 2021, in einer Zeit großer außenpolitische Herausforderungen bei insgesamt 300 Sendeminuten „Triell“ zwischen den Kanzlerkandidaten nur 15 Minuten auf die Außenpolitik verwandt worden sind?

MICHAEL MERTES: Fangen wir mit dem letzten Punkt an. In mancher Hinsicht wirkt die Berliner Republik provinzieller auf mich als die Bonner Republik. Dass im Wahlkampf 2021 die Außenpolitik praktisch keine Rolle spielte, ist durchaus symptomatisch. Schon im Wahlkampf 2017 lautete ein maßgeblicher Slogan „Für ein Deutschland, in dem wir gut und gerne leben“. Für so viel biedermeierliche Selbstgefälligkeit gab es bereits damals keine Rechtfertigung angesichts der dramatischen Umbrüche in der Weltpolitik. Aber man sollte fair sein: Auch in anderen Ländern ist Außenpolitik oft nur noch das Reservat einer kleinen Gruppe hochqualifizierter Experten. Wahlen gewinnt man damit nicht. Vor allem verlangt es viel Überzeugungskraft, die Wählerinnen und Wähler vor dem Aufziehen dunkler Gewitterwolken zu warnen, wenn am blauen Himmel noch die Sonne lacht.

Solange sich an der innerdeutschen Demarkationslinie zwei nuklear bewaffnete Bündnisarmeen gegenüberstanden, solange den Menschen und Völkern im sowjetischen Machtbereich individuelle Menschenrechte und nationale Selbstbestimmung verweigert wurden, solange Deutschland geteilt war, konnten alle sehen, was auf dem Spiel stand. Die außenpolitische Agenda ergab sich gleichsam von selbst. Das ist heute ganz anders.

Damit erklärt sich auch, wie mein Vater 1972 die Kampf abstimmung um die Kandidatur im Eifelwahlkreis Bitburg gewinnen konnte: Der politisch aktiven Generation von damals steckte noch in den Knochen, dass Außenpolitik gerade für eine Grenzregion von schicksalhafter Bedeutung ist. Unser Vater sagte deshalb bei einer Vorstellungsrunde: „Schon mein Vater hat immer gesagt: Wenn die Regierung in Berlin schlechte Außenpolitik macht, müssen wir in der Eifel als Erste darunter leiden.“ Außerdem – und das sollte man nicht unterschätzen – wussten die Eifler Landwirte sehr wohl, dass ein großer Teil der Agrarpolitik in Brüssel gemacht wird. Da war es nicht verkehrt, sich von einem außenpolitisch versierten Wahlkreisabgeordneten vertreten zu lassen.

Heute gibt es, lieber Michael Mertes, den manchmal doch recht oberflächlichen Streit der „Russland-Versteher“ und der „Russland-Kritiker“. Ihr Vater hat auch bedingt durch den Aufenthalt in Moskau im Grunde beides überzeugend verkörpert. Kaum jemand hat so differenziert und kenntnisreich auf die Politik des Kreml geschaut wie Alois Mertes mit viel Realismus und einer klaren Ablehnung des Totalitarismus und einer klaren Einschätzung der expansiven Politik der Sowjetunion, aber auch mit viel Sensibilität für die Traditionen und Emotionen des russischen Volkes. Wie wichtig war seine Stimme in der Zeit des Kalten Krieges, in der es kaum Themen gab, die nicht irgendwann mit dem Bannkreis des Ost-West-Konfliktes in Berührung gekommen ist.

MICHAEL MERTES: Wie wichtig seine Stimme in dieser Hinsicht war, müssen andere beurteilen. Eine der für unseren Vater typischen Unterscheidungen war die zwischen „Verständnis“ und „Einverständnis“: Mein Gegenüber zu verstehen bedeutet nicht, dass ich mit ihm einverstanden bin. Er unterschied auch immer zwischen Herrschenden und Beherrschten. Das klingt banal, ist es aber nicht. Zum Standardvorwurf gegen Kreml-Kritiker gehörte ja der Vorwurf, sie seien russophob. Diese denunziatorische Argumentationsweise hat offenbar den Kalten Krieg überlebt.

Unser Vater war übrigens auch ein großer Polen-Versteher. Unter fast schon konspirativen Bedingungen pflegte er in den 1970er- und 1980er-Jahren intensive Gesprächskontakte mit

polnischen Oppositionellen wie Stanisław Stomma und Władysław Bartoszewski. Sein Credo war, dass Deutschland und Russland nie wieder über die Köpfe der Ostmitteleuropäer hinweg miteinander kollaborieren dürfen. Ich kann mir deshalb nicht vorstellen, dass er Nord Stream 2 befürworten würde. Vor allem hielte er das Argument, es handele sich um ein rein wirtschaftliches Projekt, für politische Torheit.

Er wäre heute sicher entsetzt über Putins Geschichtsklitterungen zum Hitler-Stalin-Pakt von 1939, einschließlich der geheimen Zusatzvereinbarung zwischen Ribbentrop und Molotow. Anfang März 2002 sprach mich am Rande eines Seminars in Moskau Zbigniew „Zbig“ Brzezinski, der legendäre Sicherheitsberater von Jimmy Carter, unvermittelt an: Er habe unseren Vater gut gekannt und sehr geschätzt. Unser Vater habe ihm Ende der 1970er-Jahre eine Reproduktion jener Karte geschickt, auf der Stalin und Ribbentrop 1939 mit ihrer Unterschrift die Aufteilung Polens zwischen Nazi-Deutschland und der Sowjetunion besiegelten. Er, Brzezinski, habe diese Kopie rahmen lassen. Das gute Stück hänge immer noch in seinem Arbeitszimmer, und den Schenker habe er nicht vergessen.

Bartoszewski erklärte mir in einem Gespräch 1988, er habe immer die Auffassung meines Vaters geteilt, dass die deutsche Einheit im nationalen Interesse Polens liege – vorausgesetzt natürlich, der gesamtdeutsche Souverän erkenne die polnische Westgrenze endgültig an. Seine Landsleute hätten einfach keine Sympathie für die DDR: „Ein Preuße, der zugleich Kommunist ist, das ist zu viel für einen normalen Polen!“

Von unserem Vater habe ich übrigens zum ersten Mal in den 1960er-Jahren einen Gedanken gehört, der Samuel P. Huntington in gewisser Weise vorwegnimmt: Es gibt eine kulturelle Grenze zwischen dem ostkirchlich-byzantinischen und dem westkirchlich-lateinischen Europa. Im Gegensatz zu Huntington dachte er nicht in Kategorien des „Clash of Civilisations“, aber er war schon der Meinung, dass diese Unterscheidung hilfreich ist für das Verständnis von Konflikten im Osten Europas.

KLAUS MERTES: Wir haben diese Grenze übrigens als Kinder geradezu physisch erlebt. In den Jahren 1963 bis 1966 fuhren wir meist in den Urlaub von Moskau nach Unterweißbach in Österreich oder nach Gerolstein, und zwar mit dem Auto, einem Ford Taunus. Wenn man die lange Strecke zwischen Moskau, Smolensk und Minsk hinter sich hatte, diese unendlichen Weiten mit den riesigen Feldern, und an der sowjetisch-polnischen Grenze ankam, hatten bereits wir Kinder spontan ein Heimatgefühl: Das ist ja beinahe wie bei unseren Verwandten in der Eifel: Dörfer, kleine Felder, spitze Kirchtürme. Da sangen wir dann auch Kirchenlieder. Auch das Gefühl der Omnipräsenz eines Staatsapparates war weg. Es roch schon mehr nach bürgerlicher Freiheit. Diesen Unterschied haben wir sozusagen mit der Muttermilch eingesogen. Wenn Kohl in Reden oder Interviews gelegentlich von „unseren russischen Nachbarn“ sprach, dann redigierte mein Bruder Michael das Wort „Nachbarn“ aus der Niederschrift heraus und ersetzte es für die Veröffentlichung durch das Wort „Partner“ – Michael, Du erlaubst mir diese kleine Indiskretion. Unsere Nachbarn im Osten sind die Polen, die Tschechen, die Slowaken.

Als Jesuitennovizen trafen wir uns 1978 mehr oder weniger heimlich mit den Jesuitennovizen aus Erfurt in Krakow. Vater vermittelte uns als Referenten den damals wenig bekannten Władysław Bartoszewski. Der startete seine Rede an uns folgendermaßen: „Ich beginne meine Vorlesung an der fliegenden Universität über den Zweiten Weltkrieg immer

mit dem Hinweis, dass er nicht begonnen wurde von *einem* schnurrbärtigen, sondern von *zwei* schnurrbärtigen Herren.“ Im Grunde genommen war die ganze Spannung, die heute etwa bei dem Thema Nord Stream 2 oder Wirtschaftssanktionen gegen Russland eine Rolle spielt und diese Fragen so komplex macht, damals schon präsent. Vater wusste um die schrecklichen Verbrechen, die die Deutschen in der Sowjetunion – an Russen, Ukrainern und anderen Völkern – begangen hatten. Aber dieses Wissen konnte das tonnenschwere Schuld- und Verantwortungsbewusstsein, das er gegenüber den Polen oder auch gegenüber den Juden empfand, nicht mindern.

Vielleicht ist das ja auch heute einer der tieferen Gründe für die unterschiedlichen Gefühlslagen im Verhältnis zu Russland heute. So lange der Stalinismus in Russland nicht aufgearbeitet wird, sondern sogar eine neue Idealisierung erfährt, wird es mit dem Kreml einen Dissens über die sowjetischen Verbrechen in Ost- und Mitteleuropa geben – so sehr man andererseits anerkennen muss, dass gerade die Rote Armee die furchtbarsten Opfer hinnehmen musste, um Nazi-Deutschland zu besiegen.

Spannend fände ich es allerdings zu erleben, wie unser Vater heute den polnischen Nationalismus einschätzen würde. Seine polnischen Freunde gehörten ja in das Umfeld des Tygodnik Powszechny. Heute ist der Tygodnik die vielleicht wichtigste Stimme eines Katholizismus in Polen, der die Versöhnung mit Deutschland und die europäische Idee im Blick hat. 2005 wurde er sogar für seine Verdienste um die deutsch-polnische Versöhnung ausgezeichnet. Heute steht er zugleich sehr kritisch zur PiS und zu der polnischen Bischofskonferenz, die PiS weitgehend unterstützt.

Als Karol Wojtyła 1978 zum Papst gewählt wurde, war unser Vater begeistert. Er wusste, dass Kardinal Wojtyła auch im Tygodnik Powszechny publiziert hatte. Viele der Hoffnungen, die in dieser Begeisterung steckten, haben sich ja auch bewahrheitet. Ohne diesen Papst keine Solidarność, ohne Solidarność kein Fall der Mauer. Ganz sicher würde Vater heute sehr genau registrieren, wieviel Verrat am Erbe von Johannes Paul II. im heutigen polnischen Nationalismus steckt, der PiS hervorgebracht hat, wieviel Antisemitismus und Geist der Unversöhnlichkeit da neu aufgebrochen ist. Es hätte ihn erschreckt.

Was Johannes Paul II. betrifft, so spürte er wohl auch untergründig, dass da noch etwas anderes war, nämlich ein Gestus des Tadels gegenüber den Entwicklungen im deutschen und westeuropäischen Katholizismus. Vater war ja auch Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken sowie Delegierter auf der Würzburger Synode. Er war da hin- und hergerissen. Er schob diesen pauschalen Gestus des Tadels am „säkularisierten, gottfernen Westen“, der aus Rom kam, beiseite, weil sein Thema eben die Außenpolitik und die Überwindung der Spaltung Europas war. Manchmal denke ich, dass ich dieses Gefühl des Getadeltwerdens von ihm übernehmen musste. Johannes Paul II. erschien mir mehrere Jahre lang im Traum und schimpfte mit mir – so wie damals in Nicaragua mit Ernesto Cardenal –, weil ich angeblich so ein säkularisierter, zeitgeistangepasster Priester sei, der sich nicht traute, das kantige Contra gegen die Moderne und die Säkularisierung zu wagen, so wie die katholische Kirche gegen die kommunistische Ideologie. Aber das war ja wiederum auch nicht gleichzusetzen, westliche Säkularisierung und kommunistisch-atheistische Unterdrückung. Durch das bedrückende Gefühl, hier aus polnischer Johannes-Paul-II.-Perspektive nicht verstanden zu werden, musste ich dann allein durch. Aber Verzeihung. Jetzt habe ich mich weit von Ihrer Frage entfernt.

Weiter zum Stichwort Russland! Lieber Herr Mertes, lieber Pater Mertes: Papst Johannes XXIII. (1958–1963) gilt als der Begründer einer aktiven vatikanischen Ostpolitik, die sich durch Flexibilität gegenüber dem Ostblock und Dialogbereitschaft auszeichnete – mit dem Ziel, menschliche Erleichterungen für die unterdrückten Völker im Osten zu erreichen und damit auch Regimegegner zu unterstützen. Auch für Ihren Vater war die vatikanische Ostpolitik ein sehr wichtiges und auch emotional besetztes Thema. Können Sie sagen, warum dies so war? Warum hielten generell Außenpolitiker wie Alois Mertes und Hans-Dietrich Genscher aber auch Kirchenvertreter wie die Kardinäle Bengsch, Döpfner, Höffner, Meisner sowie der Erzbischof Dyba dieses Thema für so entscheidend und warum war Ihr Vater gleichzeitig so überaus skeptisch wenn es um die Ostpolitik der Ära Brandt ging.

MICHAEL MERTES: Unser Vater– wie auch viele andere Katholiken – sah sich hier in einem Konflikt der Loyalität zur eigenen Kirche und der Loyalität zur eigenen Nation. In dieser weltlichen Angelegenheit war der Papst, wie unser Vater einmal formulierte, zwar „voll irrtumsfähig“, aber damals galt öffentliche Kritik am Papst für Katholiken als Tabubruch, zumindest als ungehörig. Eine Neuordnung der deutschen Bistumsgrenzen entlang der innerdeutschen Demarkationslinie hätte in Europa und weltweit Aufsehen erregt als Zeichen, dass der Vatikan die deutsche Frage nicht mehr für offen, die deutsche Teilung also für endgültig hält. Der Papst hat zwar, wie Stalin richtig bemerkte, keine Divisionen, aber doch eine enorme Deutungsmacht.

Daraus ergibt sich die Antwort auf Ihre Frage, weshalb dieses Thema für unseren Vater auch emotional besetzt war: Loyalitätskonflikte schmerzen – und das umso mehr, je stärker die involvierten Loyalitäten sind. Das ging ja auch den von Ihnen erwähnten Bischöfen so. Unser Vater erzählte daheim von einem Gespräch, das er mit dem Berliner Kardinal Bengsch über das Thema geführt hatte. Er beklagte sich bitter über Kardinalstaatssekretär Casaroli. Darauf Bengsch: „Glaum Se mir, Herr Mertes, det is nich der Casaroli, det is die Nummer Eins!“ Im Gegensatz zu seinem Nach-Nachfolger Johannes Paul II. konnte Paul VI. sich anscheinend nicht vorstellen, dass die Sowjetunion ein Koloss auf tönernen Füßen war, dazu verurteilt, eines Tages zu kollabieren.

Was die Brandt'sche Ostpolitik anbetrifft, so würde ich differenzieren: Unser Vater begrüßte den Dialog mit Moskau, Warschau, Prag und auch der DDR-Führung; ebenso begrüßte er den – eigentlich selbstverständlichen – Verzicht auf gewaltsame Änderung bestehender Grenzen. Aber ihn trieb die Sorge um, dass diese Politik nicht zuletzt wegen konzeptioneller und handwerklicher Mängel darauf hinauslief, die sowjetische Vorherrschaft über Ostmitteleuropa als endgültig anzuerkennen und damit die Teilung Deutschlands und Europas völkerrechtlich zu zementieren. Hier gibt es Parallelen zu seiner Kritik an der vatikanischen Ostpolitik.

Gewaltverzicht durfte nicht Verzicht auf einvernehmliche Grenzänderungen bedeuten. Es war ganz im Sinne meines Vaters, dass die Unterzeichnerstaaten der KSZE-Schlussakte von 1975 festhielten, sie seien „der Auffassung, dass ihre Grenzen, in Übereinstimmung mit dem Völkerrecht, durch friedliche Mittel und durch Vereinbarung verändert werden können“. Das war meiner Erinnerung nach eine wichtige Berufungsgrundlage, als 1989/90 gegen die deutsche Einheit eingewandt wurde, die KSZE-Schlussakte habe doch den territorialen Status quo in Europa definitiv festgeschrieben.

KLAUS MERTES: Angesichts des Erstarkens einer neuen Rechten heute scheint es mir nachträglich ein Verdienst der CDU zu sein, auf diesem Offenhalten der Grenzfrage bis zu einem Friedensvertrag bestanden zu haben, einschließlich übrigens der Oder-Neiße-Grenze.

MICHAEL MERTES: Genau das meinte ich mit dem Hinweis, dass Vater die Integration der Nationalkonservativen für eine staatspolitische Pflicht der CDU hielt.

KLAUS MERTES: Sicherlich würde unser Vater im Rückblick die Verdienste der Brandt'schen Ostpolitik für die deutsche Einheit sehen und würdigen. Aber es war sozusagen ein kontrapunktisches Zusammenspiel, das im Ergebnis etwas Gutes hervorgebracht hat, nämlich die deutsche Einheit. So etwas kann man aber immer nur im Rückblick feststellen, wenn alles vorbei ist. Es hat sich sozusagen gut gefügt. Deshalb ist es ja auch richtig, von einem „Geschenk“ der deutschen Einheit zu sprechen.

Noch ein Wort zur Ostpolitik und zu den Schlagwörtern der Ära Brandt/Bahr, aber auch der späteren Nachrüstungskrise – „Wandel durch Annäherung“ und „Friedenspolitik“. Das sind Begriffe, die Ihrem Vater fremd geblieben sind, dagegen antwortete er auf einmal auf eine Bürgerzuschrift: „In meinem Abgeordneten-Ausweis habe ich das Friedensgebet des Hl. Franziskus von Assisi, das sozusagen mein Programm ist.“ Was meinte er damit? Und wie ist dieses Friedensbekenntnis bei einem Mann zu verstehen, der sich gleichzeitig leidenschaftlich zur NATO bekannt hat? Wie hat er das Wort „Friedensgestaltung“, das er so oft benutzt hat, gemeint?

MICHAEL MERTES: Die Antwort auf Ihre Frage nach der Bedeutung des Friedensgebets des Hl. Franziskus für unseren Vater ergibt sich aus dem Text selbst. Ich zitiere nur die ersten Zeilen: „Herr, mach mich zu einem Werkzeug deines Friedens, dass ich Liebe übe, wo man hasst; dass ich verzeihe, wo man beleidigt; dass ich verbinde, wo Streit ist ...“

Formeln wie „Wandel durch Annäherung“ oder „systemöffnende Zusammenarbeit“ fand er letztlich unpolitisch; heute würde er das sicher auch von der im Blick auf China gebräuchlichen Formel „Wandel durch Handel“ sagen. Ich nenne solche Schlagworte „unpolitisch“, weil sie einen Automatismus suggerieren, den es nicht gibt. Autos exportieren ist keine Politik. Entscheidend sind doch die politischen Ziele des Gegenübers und deren Widerspruch zu meinen eigenen politischen Zielen. Da muss man ansetzen, an den Konfliktursachen.

Ich kann mich nicht erinnern, dass unser Vater das Wort „Friedenspolitik“ explizit abgelehnt hätte. Abgelehnt hat er sicher jede Form friedenspolitischer Hybris, also die Vorstellung, dass man Frieden einfach „machen“ kann. Das ist auch der Schlüssel zu seiner Unterscheidung zwischen „Friedenserhaltung“ und „Friedensgestaltung“. Gerade im Zeitalter der Nuklearwaffen ist es von höchster Priorität, den Frieden – verstanden als Zustand des Nicht-Krieges – zu erhalten. Das ist aber nicht alles. Hinzukommen muss die Gestaltung des Friedens, das heißt der Abbau von Spannungs- und Konfliktursachen. Dazu bedarf es eines langen Atems.

KLAUS MERTES: Das entspricht übrigens dem biblischen Friedensbegriff: Frieden ist ein Werk der Gerechtigkeit, opus iustitiae. Die Schwerter werden erst dann zu Pflugscharen

geschmiedet, wenn sich die Völker dem Urteil der Tora unterstellt haben, wie es in Jesaja 2,1ff heißt. Der Friede, für den Augustus und das Römische Reich stehen, ist Abwesenheit von Krieg – ein nicht zu unterschätzender Wert nach einem langen, schrecklichen Bürgerkrieg. Die Anerkennung des Wertes dieses Augustus-Friedens darf aber nicht dazu führen, dass diejenigen als Friedensstörer angesehen werden, die weiterhin die Frage nach der Gerechtigkeit stellen. Diejenigen, die bis 1989 eben auch die Unterdrückung der Freiheit in den mittel- und osteuropäischen Völkern benannten, waren keineswegs „Kalte Krieger“.

MICHAEL MERTES: Das ist ein zentraler Punkt, den du da ansprichst. Noch im Sommer 1988 sagte Egon Bahr: „Sehen Sie, ich habe ja große Hochachtung und große Sympathie für die Einzelinteressen der Völker und Staaten. Aber übergeordnet ist allem schlicht die Sicherheit.“ Unser Vater hätte entgegnet: „Lieber Herr Kollege Bahr, ist es nicht genau andersherum? Gibt es Instabilität und Unsicherheit in Europa nicht gerade deshalb, weil Menschen und Völkern in Europa elementare Rechte verweigert werden?“

Bleiben wir bei der NATO: Ihr Vater war der Auffassung, dass es zur NATO keine realistische Alternative gibt. Auch europäische Alleingänge, gar die Idee von Egon Bahr eines Verteidigungsbündnisses ohne die USA hat er abgelehnt. Wenn wir das nun, und das macht es ja spannend, mit der heutigen Brille anschauen und mit den Erfahrungen der letzten Jahre und Monate, die Risse im transatlantischen Fundament sichtbar gemacht haben, ja, wenn wir die Entwicklung der letzten Wochen in Afghanistan vor Augen haben, wie aktuell ist dieses Denken Ihres Vaters dann heute noch? Wie glühend würde er heute die NATO verteidigen?

KLAUS MERTES: Sicherlich würde er noch heute die NATO verteidigen. Aber da hat sich spätestens seit 1989 einiges sehr Grundlegende geändert. Was er zur militärischen Intervention auf dem Balkan, Stichwort Kosovo, gesagt hätte, weiß ich letztlich nicht. Ich vermute, dass er vor dem Hintergrund der Erfahrung des Zweiten Weltkrieges zugestimmt hätte, nicht nur wegen des Imperativs „Nie wieder Auschwitz!“, sondern auch, weil Deutschland die Befreiung von der Diktatur der militärischen Intervention nicht nur von direkt angegriffenen Staaten verdankte, sondern auch derjenigen der USA. Die Risse im transatlantischen Verhältnis erwähnen Sie zu Recht, angefangen mit der Irak-Intervention von George W. Bush. Und was den mentalen Rückzug der USA aus dem transatlantischen Raum betrifft, so beginnt das ja schon bei Obama.

MICHAEL MERTES: Dass die Nato „hirntot“ sei, wie es Staatspräsident Macron 2019 meinte, würde mein Vater zwar nicht sagen. Aber er würde sicher auf seinen Lieblingsstrategen Carl von Clausewitz hinweisen, der so eindringlich betont hat, dass Waffen und Soldaten – und man könnte hinzufügen: Militärbündnisse – kein Selbstzweck sind, sondern einem bestimmten politischen Ziel untergeordnet, dem sie zu dienen haben. Er würde in der für ihn typischen Manier anfangen, sehr grundsätzlich darüber nachzudenken, worin heute der politische Zweck, die politische Raison d’être der Nato eigentlich noch besteht. An einem solchen Nachdenken außerhalb hochspezialisierter Thinktanks fehlt es. Die deutsche Debatte über das so genannte Zwei-Prozent-Ziel der Nato kommt nicht wirklich über fiskalisches Rasonnement und pazifistische Parolen hinaus. Dabei sollte Deutschland nicht immer nur auf die Amerikaner zeigen, sondern sich – als einer der wichtigsten Nato-Verbündeten – auch mal an die eigene Nase fassen.

Was ist verhandelbar – was ist unverhandelbar? Wir kennen die Frage aus Politik wie Theologie, lieber Pater Mertes, lieber Michael Mertes. Alois Mertes war mit dieser Frage 1979 konfrontiert, als der damalige U.S.-Senator und nunmehrige U.S.-Präsident Joseph Biden ihn im Auftrag der Regierung Carter zu Zugeständnissen in der Frage der Rüstungspolitik (SALT II-Zustimmung für NATO-Doppelbeschuß-Implementierung) drängte. Ihr Vater beharrte damals nicht auf sturen Bedenken, sondern fügt sich dem Wunsch, um die NATO als solche zu stabilisieren. Wo sind die Grenzen des Kompromisses in der Politik – und in der Kirche?

MICHAEL MERTES: Es fällt mir schwer, diese Frage abstrakt zu beantworten, und das auch noch für meinen Vater. Ich versuche es einmal. Aufgabe der Politik ist die Herstellung kollektiv verbindlicher Entscheidungen unter antagonistischen Verhältnissen. Wo dies auf friedlichem Wege geschieht – wie in einer freiheitlichen Demokratie –, hat jeder Bürger die Grundpflicht, auch solche Entscheidungen zu respektieren, die er zuvor bekämpft hat. Das ist kein platter Rechtspositivismus, denn die Zivilisierung von Konflikten durch Politik ist per se eine Errungenschaft von höchstem Wert. Und diese Errungenschaft zu schützen, ist auch Christenpflicht. Ich bin sicher, dass mein Vater das ähnlich gesehen hat – zum Beispiel im Blick auf die Reform des Paragraphen 218 im Jahr 1974. Klaus, du hast dieses Thema ja schon angesprochen.

Von Paul Frank, dem ehemaligen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, ist die Äußerung überliefert, von einem politischen Gewissenskonflikt könne man „nur sprechen, wenn man aus dem Keller die Schreie der Gefolterten hört“. Das ist sehr überspitzt formuliert, trifft aber einen richtigen Punkt. Bei politischen Gewissenskonflikten hat man in einer freiheitlichen Demokratie immer die Möglichkeit, sein Amt niederzulegen. Auf das Widerstandsrecht kann man sich nur in absoluten Ausnahmesituationen berufen. Ob eine solche Situation vorliegt, ist keine persönliche Geschmacksfrage. Man muss sich da schon an großen historischen Vorbildern wie dem 20. Juli 1944 messen lassen.

KLAUS MERTES: Da Michael das Thema Paragraph 218 noch einmal aufgreift, möchte ich hinzufügen: Gerade in den USA hat sich ja gezeigt, dass Kompromisslosigkeit in die Sackgasse führt. Trump hatte eine Mehrheit der katholischen Bischöfe hinter sich, weil er ihnen und den Evangelikalen zum Thema Abtreibung Zusagen machte. Dieselbe Mehrheit der Bischöfe hat sich sogar nach der Wahl von Biden dafür ausgesprochen, katholischen Politikern und Politikerinnen, die in der Demokratischen Partei sind, wegen deren Position zur Abtreibungsfrage die Kommunion zu verweigern – dieselben Leute, die zum Beispiel kein Problem mit der Todesstrafe haben und auch bei Guantanamo geschwiegen haben.

Unser Vater hätte darüber den Kopf geschüttelt, und zwar wegen eines seiner Lieblingsargumente: Die ethischen Prinzipien harmonieren im Ideenhimmel. Auf der Ebene der Politik konkurrieren sie oft. Da gilt es abzuwägen und Kompromisslösungen zu finden. Wenn man eines der Prinzipien, zum Beispiel den Schutz des ungeborenen Lebens, so absolut setzt, dass man nicht mehr in den konkreten politischen Umsetzungsfragen abwägen kann, dann kommt es so weit wie in den USA, dass katholische Bischöfe einen Trump unterstützen, der rassistische Sprache spricht, Mauern gegen Migranten baut und seine Anhänger auf das Kapitol jagt, um es zu stürmen. Das soll dann alles verzeihlich oder gar in Ordnung sein, nur weil er – in diesem Fall sicherlich: bloß aus wahltaktischen Überlegungen – zugesagt hat, für ein schärferes Abtreibungsrecht zu sorgen. Man kann natürlich aus

diesem Grund die Demokratie hops gehen lassen, aber man kann umgekehrt auch sagen: Damit hat sich eine Mehrheit der US-Bischöfskonferenz aus seriöser Politik verabschiedet.

„Beiderseitig, ausgewogen und verifizierbar“ – diese realpolitische Richtschnur gab Alois Mertes der CDU/CSU-Fraktion völlig illusionslos für Abrüstungsverhandlungen vor. Und das ist aktueller als es klingt, denn ähnliche Überlegungen der Gegenseitigkeit werden heute im Systemwettbewerb von China eingefordert. In anderen Fällen – so z.B. den deutsch-französischen Beziehungen – setzte er große Hoffnungen auf wechselseitiges Vertrauen und ein Einsehen in (nationalistische oder ideologische) Fehler der Vergangenheit. Wo ist die Grenze zwischen nüchterner Realpolitik und dem berechtigten Hoffen auf den „guten Willen“ der Gegenseite? Kann uns die christliche Ethik hier Hilfestellungen geben? Wie beurteilte der Christ und Außenpolitiker Alois Mertes diese Frage, lieber Herr Mertes, lieber Pater Mertes?

KLAUS MERTES: Ohne Vertrauen geht gar nichts. Um Vertrauen aufzubauen, muss man allerdings auch bereit sein, Misstrauen sozusagen methodisch zuzulassen und einzukalkulieren. Man kann Vertrauen ja nicht einfach befehlen oder mit hohem moralischem Pathos fordern, gar als ethische Pflicht. Dem anderen zugestehen, dass er oder sie mir misstraut, ohne dabei in die Defensive zu gehen, ist Teil eines Prozesses, durch den dann auch neues Vertrauen entstehen kann. In diesem Sinne genehmigte mein Vater es sich, keine Illusionen über die Interessen, Methoden und Ziele der sowjetischen Politik zu haben, und trotzdem im Gespräch zu bleiben, um Vertrauen aufzubauen. Er ging dabei davon aus, dass am Ende die Interessen der sowjetischen Seite einem rationalen Kalkül folgten. „Sie wissen genau was sie tun ...“ pflegte er sinngemäß zu sagen. „Sie sind eben hervorragende Schachspieler.“ Dasselbe würde er wohl auch für die chinesische Politik heute sagen. „Guten Willen“ würde er nicht mit rationalem Kalkül gleichsetzen, weil es ein moralischer, ein gesinnungsethischer Begriff ist. Da hielt er es mit Tayllorand bis De Gaulle: Staaten haben Interessen, keine Freunde.

Was ihn vermutlich viel mehr an Grenzen führen würde, wären die neue Formen von Irrationalismus in den asymmetrischen Kriegführungsmethoden von Al-Qaida, Daesh und anderen. Suizid-Attentate entziehen sich einer rationalen Logik, weil da ein Gegner auf den Plan tritt, der kein Interesse am eigenen Überleben hat, sondern sich um der Belohnung im Himmel willen in die Luft sprengt. Da wird es schwer, selbst rational zu bleiben.

MICHAEL MERTES: Ja, in der Welt, wie mein Vater sie kannte, dachte man sich Krieg vor allem als bewaffneten Konflikt zwischen Staaten oder Staatenbündnissen, in der Regel konventionell, im allerschlimmsten Fall nuklear. Es mag zynisch klingen, aber im Kalten Krieg herrschte mehr Übersichtlichkeit als heute. Die „Neuen Kriege“ nach dem Ende des Ost-West-Konflikts haben nicht mehr diesen Charakter. Sie sind, wie Klaus ganz richtig sagt, asymmetrisch und kennen weder endgültige Siege einer Seite noch dauerhafte Friedensschlüsse. Und dann ist da neuerdings noch das weite Feld der hybriden Kriegführung mit Desinformationskampagnen, staatlichem Datenklau, Trojanerangriffen auf kritische Infrastruktur und so weiter. Man kann wirklich nur spekulieren, was ein 1985 verstorbener Außen- und Sicherheitspolitiker zu alledem sagen würde. Er müsste zunächst einmal uns so geläufige Worte wie „9/11“, „Internet“, „Kampfdrohne“ erklärt bekommen, um zu begreifen, welche Probleme zu den ihm geläufigen klassischen Fragen hinzugekommen sind.

Lieber Herr Mertes, Sie selbst haben eine wichtige Rolle beim berühmten 10-Punkte-Plan von Helmut Kohl gespielt, der zum entscheidenden Schritt hin zur Deutschen Einheit geworden ist. Ihr Vater bekundete bereits 1983 in einer Situation, in der viele die Hoffnung auf die Deutsche Einheit aufgegeben haben, ja ihre Verfechter naiv genannt haben ein erstaunliches Bekenntnis: „Der Vorbehalt der politischen Erreichbarkeit lastet natürlich auch auf dem verbindlichen politischen Ziel der Wiedervereinigung Deutschlands. Ich will dieses Ziel aber erreichen, das gebietet mir nicht nur die Verfassungstreue, sondern mein Gewissen als Deutscher, als Demokrat, als Christ.“ Wie sehr haben Sie in diesen turbulenten Tagen, die sich so in unser kollektives Gedächtnis eingegraben haben, an Ihren Vater gedacht, der diese glücklichsten Momente unserer jüngeren Geschichte ersehnt, aber nicht mehr miterlebt hat?

MICHAEL MERTES: Darf ich vorab klarstellen, dass die Zehn Punkte kein „Plan“ waren, sondern ein Programm? Helmut Kohl legte größten auf diese Bezeichnung. Ein Plan enthält zeitliche Festlegungen, die in einer unübersichtlichen Situation von heute auf morgen Makulatur werden können. Der entscheidende Vorteil eines Programms liegt in der größeren Flexibilität.

Ich habe bei der Arbeit an diesem Programm tatsächlich in einem inneren Dialog mit unserem Vater gestanden und mir immer wieder vorgestellt, was er jetzt wohl sagen würde. Das hat mir sehr geholfen. Ich will es an zwei Punkten deutlich machen. Erstens. Das von Ihnen verwendete Zitat verklausuliert einen Gedanken, den ich oft von ihm gehört habe: Das Wiedervereinigungsgebot der Präambel des Grundgesetzes von 1949 nimmt nur die deutschen politischen Akteure in die Pflicht, nicht jedoch unsere Freunde und Partner. Denen gegenüber müssen wir ganz anders argumentieren: mit dem Selbstbestimmungsrecht aller Deutschen; mit vertraglichen Verpflichtungen, die sie der Bundesrepublik gegenüber eingegangen sind; mit ihrem Interesse an einer endgültigen Klärung der deutschen Frage im europäischen Rahmen. Diese Gedanken finden Sie im Zehn-Punkte-Programm wieder. Zweitens. Länder wie Polen, Ungarn oder die Tschechoslowakei gehören ganz selbstverständlich zur Familie, die sich in der Europäischen Gemeinschaft zusammengefunden hat. Auch das steht im Zehn-Punkte-Programm.

Es hat mich lange Zeit traurig gemacht, dass mein Vater die Entwicklungen 1989/90 nicht mehr erleben konnte. Noch auf einer Diskussionsveranstaltung am 13. Juni 1985, bei der ihn der tödliche Schlaganfall traf ...

KLAUS MERTES: ... und zwar, wenn ich mich recht erinnere, genau während er zu diesem Punkt sprach ...

MICHAEL MERTES: ... Stimmt. Er hatte eindringlich für das Offenhalten der deutschen Frage geworben. Er war fest davon überzeugt, dass diese Beharrlichkeit sich eines Tages auszahlen werde. Damit stand er im Gegensatz zu vielen Angehörigen des Bonner Politikbetriebs – leider auch in der CDU, wie ich hinzufügen muss. Später habe ich mit großer Verwunderung festgestellt, dass manche von denen, die in den 1980er-Jahren die Position meines Vaters für nicht mehr zeitgemäß hielten, angeblich schon immer seiner Meinung gewesen waren.

KLAUS MERTES: Wenn ich mich recht erinnere, ereignete sich sein Zusammenbruch, als er bei einer Veranstaltung der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, die ja kritisch gegenüber Kohls Fortführung der Brandt'schen Entspannungspolitik standen, folgenden

Gedanken äußern wollte: Rechtliche Diskurse müssten in ein Verhältnis zu politischen Interessen gesetzt werden. Bloß auf Rechtsstandpunkten beharren sei noch keine Politik, auch dann nicht, wenn man recht habe. Zur Erläuterung brachte er ein selbst erlebtes Beispiel: Als er einmal mit seinem Kollegen Hans Stercken Marokko besucht habe, hätten die Marokkaner ihren Rechtsstandpunkt zur Polisario erklärt. Sie hätten die meiste Zeit darauf verwandt zu begründen, wieso dieser Standpunkt juristisch richtig sei. Stercken und er, so unser Vater, seien darüber fast eingeschlafen. Doch dann sagte einer ihrer Gesprächspartner: ‚Stellen Sie sich vor, wenn Polisario an den Atlantik kommt, und dahinter kommt Libyen, und dahinter kommt die Sowjetunion – dann sind doch auch Ihre eigenen Interessen betroffen!‘ Bei diesen Worten, so mein Vater, sei er „glockenhellwach“ geworden ... und das war der Augenblick, in dem er nicht mehr weitersprach. Der Tagungsleiter dachte, er wolle etwas auf Arabisch zitieren – Vater zitierte gerne in Originalsprachen, Arabisch konnte er allerdings nicht –, und sagte: „Herr Mertes, Sie können es ruhig auch auf Deutsch sagen.“ Und in dem Moment brach unser Vater zusammen. Drei Tage später starb er, ohne wieder aufzuwachen.

In dem genannten Zitat zur Einheit hat Ihr Vater sich auf sein Gewissen als Christ berufen. Können Sie beide noch einmal schildern, inwiefern die Deutsche Einheit sich für Ihn mit seinen christlichen Überzeugungen verknüpfte?

KLAUS MERTES: Ganz einfach: Es ging nicht bloß um Nationalismus, sondern um Befreiung von Unterdrückung. Mit Adenauer wäre Vater auch bereit gewesen, die Zweistaatlichkeit beizubehalten, wenn nur auch im zweiten deutschen Staat die Herrschaft des Rechts Einzug halten würde.

MICHAEL MERTES: Also, Klaus, es ging nicht um „Nationalismus“, wenn man darunter die chauvinistische Überhöhung der eigenen Nation versteht ...

KLAUS MERTES: Okay, geschenkt ...

MICHAEL MERTES: Beim zweiten Punkt gebe ich dir recht. Die Bundesrepublik Deutschland blickte auf die DDR nicht wie die Volksrepublik China auf Taiwan. Obwohl sie an der Rechtsauffassung festhielt, dass es nur *ein* Deutschland – und daher auch nur *eine* deutsche Staatsangehörigkeit – gebe, respektierte sie das kollektive Selbstbestimmungsrecht der Deutschen östlich der Trennlinie aus Stacheldraht und Mauer. Deshalb sagte Helmut Kohl in seinem Zehn-Punkte-Programm, die Bundesrepublik werde „jede Entscheidung, die die Menschen in der DDR in freier Selbstbestimmung treffen, selbstverständlich respektieren“, das heißt auch ein Votum *gegen* die Wiedervereinigung. Stellen Sie sich einmal vor, Xi Jinping erklärt in einer Grundsatzrede zur Ein-China-Politik: „Wir werden jede Entscheidung, die die Menschen in Taiwan in freier Selbstbestimmung treffen, selbstverständlich respektieren.“

In der öffentlichen Wahrnehmung über Ihren Vater blieb besonders seine Reaktion im Gedächtnis auf den Skandal, den der gemeinsame Besuch von Bundeskanzler Helmut Kohl und dem amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan auf einem Soldatenfriedhofs 1985 in Bitburg in „seiner“ Eifel ausgelöst hat. Nachdem bekannt wurde, dass dort auch Soldaten der Waffen-SS begraben waren, entbrannte eine heftige Kontroverse und die Versöhnungsgeste zwischen ehemaligen Kriegsgegnern drohte in ihr Gegenteil verkehrt zu werden. Einige Tage

vor dem Besuch und einen Tag nachdem der Kongress den US-Präsidenten aufgefordert hatte, den Bitburg-Besuch abzusagen, hielt Alois Mertes als erster Deutscher die Festrede vor der Jahresversammlung des American Jewish Committee – eine große Ehre. Er wies in dieser Rede u. a. darauf hin, dass in seinem Wahlkreis bei den Bundestagswahlen 1983 gerade einmal 0,3 Prozent der Wähler für Kommunisten und Nationalisten gestimmt hätten und er sprach davon, dass bei den letzten freien Reichstagswahlen im November 1932 in der Eifel die NSDAP nicht über 17 Prozent der Wähler hinausgekommen sei, 76 Prozent aber demokratische Parteien gewählt hatten. Ihr Vater brachte damit fast das unmögliche Kunststück zustande, zwischen der Bundesregierung und dem American Jewish Committee zu vermitteln und im Grunde auch ein Stück weit diesen schwierigen Besuch Reagans zu retten, vor allem aber auch die Ehre seiner Heimat. Wie ist es zu dieser Einladung Ihres Vaters gekommen war und welche Wirkung hatte seine Rede? Warum war das so überaus wichtig?

MICHAEL MERTES: Unser Vater hatte schon seit dem Ende der 1970er-Jahre gute Beziehungen zur AJC-Führung. Sie lud ihn lange vor Beginn der Bitburg-Kontroverse ein, am 2. Mai 1985 bei der Jahresversammlung des AJC über das Thema „Westeuropa – 40 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg“ zu sprechen. Die Bitburg-Kontroverse veränderte natürlich die Rahmenbedingungen dieses Auftritts auf dramatische Weise. Es gab wohl Überlegungen, den Termin abzusagen, aber die AJC-Führung hielt nach dem Motto „Jetzt erst recht!“ daran fest. Das rechne ich ihr hoch an. Unser Vater erhielt für seine Rede in New York stehende Ovationen.

Er wollte, wie Sie ganz richtig andeuten, diesen extrem fordernden öffentlichen Auftritt auch deshalb, weil die Debatte über Bitburg außer Rand und Band geraten war. Besonders ärgerte, ja verletzte ihn, dass in einigen amerikanischen Boulevard-Medien Bitburg als eine Art Nazi-Hochburg dargestellt wurde. Deshalb war eine seiner Botschaften: Wäre 1932 im ganzen Deutschen Reich so gewählt worden wie in der Eifel, wäre Deutschland, Europa und der Welt die nationalsozialistische Gewaltherrschaft erspart geblieben. Und: In der Eifel des Jahres 1985 hätten Rechtsextremisten bei Wahlen überhaupt keine Chance. Heute würde es ihn sicher freuen zu sehen, dass in seiner geliebten Eifelheimat die AfD-Wahlergebnisse deutlich unter dem Bundesdurchschnitt liegen.

In New York sprach mein Vater auch ganz offen über die inneren Konflikte, die ihn als jungen Wehrmachtssoldaten – wie so viele andere Männer seiner Generation – umgetrieben hatten. Über diese Frage hatte er viel reflektiert. Als er 1969 von seinem Studien- und Forschungsaufenthalt in Harvard zurückkam, erzählte er uns eine bewegende Geschichte: Er war bei der Familie des Historikers Erich Goldhagen, eines Überlebenden der Schoah, zum Pessach-Seder eingeladen. An einer bestimmten Stelle habe ihn der zehnjährige Daniel Goldhagen gefragt: „Herr Mertes, was haben Sie im Zweiten Weltkrieg gemacht?“ Bevor er antworten konnte, fing Vater Goldhagen an, seinem Sohn zu erklären, Herr Mertes sei bei der Wehrmacht gewesen, aber er habe zu den vielen deutschen Soldaten gehört, die nicht an den Nazi-Verbrechen beteiligt gewesen seien.

Lieber Herr Mertes, Sie haben die Adenauer-Stiftung einige Jahre in Israel, in Jerusalem vertreten. Sie haben zuvor im Kanzleramt maßgeblich an der Seite von Helmut Kohl an der Verwirklichung des Holocaust-Denkmals im Herzen Berlins gearbeitet. Nochmal anknüpfend an die Rede Ihres Vaters vor dem American Jewish Committee: Haben Sie manchmal so etwas wie ein Vermächtnis Ihres Vaters gespürt? Wie wichtig war Ihrem Vater die deutsch-jüdische

Aussöhnung und wie wichtig war ihm die Existenz Israels und wie sehr hat das auf Sie selbst gewirkt?

MICHAEL MERTES: Ich weiß nicht, ob man von einem „Vermächtnis“ sprechen kann, als handele es sich um einen konkreten Nachlassgegenstand. Was mich geprägt hat, war eine bestimmte Atmosphäre in unserem Elternhaus – die vielen Selbstverständlichkeiten, wenn es um die Bewertung der NS-Zeit ging oder um die Bedeutung des christlich-jüdischen Verhältnisses. Durch unsere Mutter habe ich in dieser Hinsicht mindestens ebenso viel vermittelt bekommen wie durch unseren Vater – übrigens auch durch meine Saarbrücker Großeltern.

KLAUS MERTES: Ich habe gerade einen Lebensbericht unserer Großmutter mütterlicherseits gelesen. Darin erzählt sie auch, wie unsere Mutter als Mädchen die Nazis mit beißendem Spott überzog.

MICHAEL MERTES: Mit den Großeltern mütterlicherseits konnte ich noch als Jugendlicher über die NS-Zeit sprechen, als meine Gerolsteiner Großeltern schon lange nicht mehr lebten. Je mehr mein Vater von der Politik absorbiert wurde, je weniger Zeit er fand, neue Publikationen außerhalb seines Fachgebiets zu lesen, desto wichtiger wurde für ihn meine Mutter als Quelle neuer Einsichten. Das gilt nicht zuletzt für Erkenntnisse über das Judentum und das jüdisch-christliche Verhältnis.

Auf seinem ersten Auslandsposten, am Deutschen Generalkonsulat Marseille, kümmerte sich Vater um Fragen der Wiedergutmachung nach dem Bundesentschädigungsgesetz. Es lebten damals, zehn Jahre nach dem Krieg, noch viele deutsch-jüdische Emigranten in Südfrankreich, die aus Nazi-Deutschland dorthin geflohen waren. Von ihnen bekam unser Vater viele erschütternde Berichte zu hören. Mit zwei älteren Damen, die er bei dieser Tätigkeit kennenlernte, schlossen unsere Eltern lebenslange Freundschaft. Wir besuchten sie später einmal an Pessach; das muss Ende der 1950er-Jahre gewesen sein, als wir bereits in Paris wohnten. Frau Jakob ließ mich Matzen probieren und erzählte mir die Geschichte der Arche Noah – genauso, wie meine Eltern sie mir aus einem christlichen Kinderbuch vorgelesen hatten.

Die Psalmen, Gebete zum Gott Israels, standen im Zentrum der Frömmigkeit unserer Eltern. Uns Kindern war immer präsent, dass der Gott Jesu der Gott Israels ist. Als im Zusammenhang mit der Nachrüstungsdebatte Anfang der 1980er-Jahre Franz Alt seine pazifistische Botschaft mit der Behauptung unterlegte, der jüdische Gott sei ein Rachegott, während der christliche Gott ein Liebesgott sei, konnten wir über so viele platten Antijudaismus nur den Kopf schütteln.

Wenn ich das alles bedenke, dann wird mir noch einmal bewusst, wie zentral diese Fragen für unseren Vater waren – bei der Reflexion über seine eigene Existenz wie bei der Bestimmung des eigenen politischen Standorts. Als jemand, der in langen historischen Linien dachte, wusste er, dass man Aussöhnung nicht durch Willensakt herbeiführen kann, schon gar nicht von heute auf morgen. Außerdem wusste er, dass Versöhnung etwas höchst Persönliches ist – etwas, das niemand von den Opfern einfordern kann. Insofern stellt sich die Frage, ob Versöhnung zwischen Kollektiven oder zwischen Staaten überhaupt möglich

ist. Was diese Frage anbetrifft, so wird mein Bruder Klaus mit größerer Kompetenz sprechen können als ich.

Staaten haben, wie Klaus vorhin sagte, Interessen, und unter diesem Aspekt hat mein Vater als Außenpolitiker die deutsch-israelischen Beziehungen immer auch – ich betone: auch – gesehen. Israel war für ihn Teil der westlichen Wertegemeinschaft und ein besonders wichtiger Partner im strategischen Dreieck Nordamerika–Europa–Naher Osten. Und was den israelisch-palästinensischen Konflikt anbetrifft, so wusste er als Historiker, dass es Antagonismen gibt, in denen Recht gegen Recht steht: Beide Seiten betrachten mit guten historischen Gründen dasselbe Fleckchen Erde als ihre Heimat, und beide haben ein Recht auf nationale Selbstbestimmung. Dass der Staat Israel ein Existenzrecht hat, hat unser Vater nie betont; Selbstverständlichkeiten muss man nicht betonen.

KLAUS MERTES: Vielleicht kann ich noch dies verstärken: Es ging unseren Eltern nicht nur um deutsch-jüdische, sondern auch um christlich-jüdische Aussöhnung. Der neue Blick auf das Judentum, unsere „älteren Brüder und Schwestern“, wie Johannes Paul II. formulierte, war Dauerthema in unserer Familie. Ein jüdischer Blick auf das Evangelium und die Gestalt Jesu und auch auf die Kirchengeschichte wurde meinem Vater im Laufe der Jahre immer wichtiger. Dafür stand insbesondere seine Freundschaft mit Pinchas Lapide, der an seinem Grab den Psalm 130 rezitierte. Vater sprach immer von der „jüdisch-christlichen“ Tradition, nicht nur von der „christlichen“ Tradition.

MICHAEL MERTES: Das hatte er übrigens 1969 aus Harvard mitgebracht, in den USA wurde schon seit Langem von der „Judeo-Christian tradition“ gesprochen.

KLAUS MERTES: In der Sache stand das jedenfalls in der Tradition des Zweiten Vatikanischen Konzils, Nostra Aetate. Deswegen hatte er auch mit den Traditionalisten um Marcel Lefebvre nichts zu tun. So gerne er auch die alte Liturgie gehabt hatte, so sehr wandte er sich dann auch der reformierten Liturgie zu, in der das Alte Testament, die jüdische Bibel ja einen ganz neuen Stellenwert hat.

Sie, lieber Pater Mertes, haben den skandalösen Missbrauch, den katholische Geistliche an Schülerinnen und Schülern des Berliner Canisius-Kollegs begangen haben, als Rektor dieser Schule öffentlich gemacht. Danach sind schmerzliche Ausmaße dieser Straftaten in ganz Deutschland ans Licht gekommen und das hat viele Gläubige zutiefst erschüttert. Haben Sie manchmal innerlich Zwiesprache mit Ihrem Vater gehalten. Wozu hätte er Ihnen in diesen Zeiten, die ja auch für sie selbst schwer waren, geraten?

KLAUS MERTES: Ein deutscher Kardinal in Rom, so wurde mit glaubwürdig zugetragen, soll nach 2010 einmal im vertrauten Kreis gesagt haben: „Wenn der Vater vom Pater Mertes wusste, was sein Sohn heute treibt, der würde sich im Grabe herumdrehen.“

MICHAEL MERTES: Da hatte wohl der Heilige Geist gerade den Vatikan verlassen.

KLAUS MERTES: Es ist natürlich anmaßend vom Kardinal, so etwas zu behaupten, was aber stimmt: Ich habe viel mit meinem Vater innerlich Zwiesprache gehalten. Mein Vater ist 1985 gestorben. Ich vermute tatsächlich, dass ihn sehr befremden würde, was er heute von mir mitbekommt, wenn er nicht mitbekommen hätte, was zwischen 1985 und 2010 alles bei mir

und auch in der Kirche passiert ist. Sexualität war für ihn im Prinzip kein Thema, die Frauenfrage in der Kirche tangierte ihn wenig, den hierarchischen Strukturen in der Kirche brachte er theologisches Urvertrauen entgegen. Ich weiß, dass für meinen Vater mein Schritt in den Jesuitenorden auch mit Sorgen um mich verbunden war, dass ich da auch in eine zu kirchenkritische Umgebung geraten könnte. Das haben mir später ältere Priester mitgeteilt, mit denen er darüber sprach. Er machte sich Sorgen um die theologischen Entwicklungen im Orden. Er schätzte Karl Rahner, aber der ging ihm manchmal zu weit. Die lateinamerikanische Befreiungstheologie war ihm wegen ihrer marxistischen Terminologie sehr fremd. Hier stand er mit seiner Kritik Johannes Paul II. und Kardinal Ratzinger nahe.

Als Deutscher, für den die Sicherheitszusage der USA existentiell war, und auch als Gastforscher 1968/69 an dem von Henry Kissinger geleiteten Center for International Affairs in Harvard blickte er anders auf die USA als die Lateinamerikaner. Wie etwa Kissinger das Vorgehen gegen den demokratische gewählten Präsidenten Allende in Chile betrieben und legitimiert hatte, war für ihn kein großer Stein des Anstoßes, für die Linke in Deutschland und natürlich auch besonders für die Kirchen, gerade auch für die engagierten Ordensleute schon. Das merkte ich deutlich, als ich in den 1980er-Jahren zusammen mit lateinamerikanischen Jesuiten in Frankfurt/Sankt Georgen studierte. In deren Vokabular vermischte sich marxistische Terminologie mit massiven antiamerikanischen Ressentiments. Die konnte mein Vater nicht nachvollziehen. Als er 1983 mit Kohl von einer Reise aus Mittelamerika zurückkam, rief er bei mir an und war entsetzt: „Du, deine Mitbrüder in El Salvador, das sind alles Marxisten.“

Ich habe darüber übrigens mal mit Heiner Geissler in St. Blasien gesprochen. Der war ja ein ehemaliger Schüler von St. Blasien und kam zu jedem Pfingstfest dorthin zurück, auch als ich dort Kollegdirektor war. Geissler hatte ein ganz anderes, viel positiveres Verhältnis zur Befreiungstheologie. Ich sage das, weil für mich 2010, also die Aufklärung des Missbrauchs, eng zusammenhängt mit einer befreiungstheologischen Option, die ich dem Orden verdanke, und die ich innerlich meinem Vater sozusagen nachträglich zu erklären versuche, zum Beispiel wenn ich Sprüche wie solche von dem kurzzeitig vom Heiligen Geist verlassenen Kardinal in Rom zu hören bekam – und bekomme.

Vater wäre bestimmt für meine Überlegungen offen, jedenfalls offen sie anzuhören und ernst zu nehmen. Es gibt eben auch ein Befreiungsthema *innerhalb* der Kirche. „Naja“, würde er wohl erwidern, „da mag ja einiges von dem stimmen, was du da sagst, aber für mich war die Kirche gerade auch in der Nazizeit ein Ort der Freiheit gegen eine viel schlimmere Unterdrückung.“ Dann würde ich erwidern: „Sexualisierte Gewalt gegen Kinder und deren Vertuschung durch Bischöfe sowie durch begünstigende systemische Faktoren sind eine neue Dimension. Da kann ich nicht mehr relativieren nach dem Motto: Es gibt noch Schlimmeres.“ Vater hat eben die Kirche in einer Diktatur als Ort der Freiheit erlebt. Das machte es ihm später schwer, die Heftigkeit von Kirchenkritik zu verstehen.

Jenseits aller Einzelfragen war für ihn die Neuordnung der Bundesrepublik, basierend auf den Artikeln des Grundgesetzes, gerade auch eine Frucht des christlich motivierten Widerstandes gegen die Diktatur und Barbarei. Ich bin gespannt, was mein Vater mir sagen wird, wenn wir uns im Himmel wieder treffen. Aber ich habe gar keine Angst davor, denn da wird er schon alles mitbekommen haben, was seit 1985 bei mir und in der Kirche passiert ist beziehungsweise sichtbar geworden ist.

Wenn wir über notwendige Konsequenzen in der Kirche reden: Von Walter Dirks bis Romano Guardini – Alois Mertes war in unterschiedlicher Weise fasziniert von solchen katholischen Publizisten und Theologen des Aufbruchs und des Neuanfangs. Zugleich blieb aber die klassische katholische Welt seiner Eifelheimat für ihn Anker und Kraftquelle. Was würde uns das engagierte ZdK-Mitglied Alois Mertes heute für den Synodalen Weg und insgesamt für die Zukunft „seiner Kirche“ mitgeben?

KLAUS MERTES: Dazu eine Geschichte. 2013 schickte mir ein Mann, der ebenfalls aus der Eifel stammte und so alt wie mein Vater war, den autobiographischen Bericht seiner Jugend in der Eifel, in der Nähe von Gerolstein. Was ich da las, war das komplette Gegenteil von dem Bild, das wir zu Hause von der Eifel und von Gerolstein hatten. Es war ein Bericht über eine dunkle, harte Eifel mit einer Kirche voller Gewalt, sexuellen Übergriffen und Ausgrenzungen. Da wurde mir klar: Man kann in derselben kirchlich geprägten Kultur groß werden und sie doch vollkommen anders erleben.

Für Vater war seine Jugend in der Eifel, wie Michael treffend entfaltet hat, eine Zeit der Geborgenheit und der lebensprägenden positiven Orientierung in Familie und Kirche. Für den Mann, der mir schrieb, war sie genau das Gegenteil. Es wäre für meinen Vater sicherlich sehr schwierig geworden, solche nachträglichen Erkenntnisse zuzulassen. Das sagt nichts gegen ihn. Ich habe das selbst in der Auseinandersetzung mit meiner eigenen Jugendzeit erlebt: Die Zeit am Aloisiuskolleg in Bonn von 1966 bis 1973 war für mich eine sehr glückliche Zeit. 2010 musste ich zur Kenntnis nehmen, dass sie für Mitschüler von mir das Gegenteil war, und das mein Glück ein Teil ihres Unglücks war, weil es mich daran hinderte, ihr Unglück zu sehen. Das ist kein moralisches Problem, sondern ein Problem der Wahrnehmung. Das macht mich heute skeptisch gegenüber allen Idealisierungen von Familie, Kirche, Land und Heimat, aber auch gegenüber allen Tribunalisierungen und Dämonisierungen.

MICHAEL MERTES: Was meinst du mit „Tribunalisierung“?

KLAUS MERTES: Man kann zum Beispiel in der Kirche von den eigenen Verstrickungen in der Missbrauchsgeschichte ablenken, indem man besonders scharf den Missbrauch in Sportvereinen und den Kinderläden der 68er anklagt, also „tribunalisiert“. Dahinter steckt der Irrtum, man könne die eigene Schuldgeschichte bewältigen, indem man nun besonders strenge moralische Maßstäbe, bei den man selbst versagt hat, an andere anlegt. Es gibt solche Tendenzen meines Erachtens auch in den heutigen Antidiskriminierungs-Diskursen, wenn etwa die Spitzenkandidatin der GRÜNEN in Berlin sich dafür entschuldigen musste, dass sie gesagt hat, dass sie als Kind einmal Indianerhäuptling werden wollte. Gibt es irgendeinen Nachkommen nordamerikanischer Ureinwohner in Deutschland, der an dieser Aussage Anstoß genommen hat? Auch eine bestimmte Sorte von linker Kritik am Besatzungsregime des Staates Israel im Westjordanland riecht nach diesem Geist der Tribunalisierung, und auch eine bestimmte Sorte von besonders rigoristischem Pazifismus, der alle Soldaten für Mörder hält.

Zurück zu Kirchenkrise: Was würde er heute zur Kirche sagen? Ich sage es mal so, um nicht zu sehr zu spekulieren: Ich fühle mich ihm und seinem Erbe verbunden, wenn ich sage: Die eigentliche institutionelle Krise beim Missbrauch ist die Vertuschung. Unvorstellbar, dass es

sogar Bischöfe gab, die zum Zweck der Strafvereitelung Verbrechen von Priestern vertuscht und damit Verbrecher vor der Strafverfolgung geschützt haben, aber auch darüber hinaus: Institutionelles Versagen der Strukturen, wenn diese dermaßen dysfunktional bei Intervention gegen und Aufarbeitung von Missbrauch sind. Das würde ihn nicht schlafen lassen, so wenig wie es mich schlafen lässt.

Zur Zukunft der Kirche hätte er auch sicher einen globalen Blick. Kirche ist nicht nur Kirche in Deutschland. Andere Kulturen müssen nicht so ticken wie unsere. Vielleicht würde er heute auch eher mit einem Dissens mit dem Lehramt leben können. Als die US-amerikanischen Bischöfe 1983 den großen Hirtenbrief zur Friedensthematik herausbrachten, der sich auch gegen die NATO-Strategie richtete, da befand er sich in einem tiefen Loyalitätskonflikt mit dem bischöflichen Lehramt. Politik gegen das Votum der Bischöfe in einer so gravierenden Frage, das war für ihn schwer vorstellbar. Er spielte sogar kurzzeitig mit dem Gedanken, deswegen aus der Politik auszusteigen. Ich glaube, heute würde er solche Loyalitätskonflikte besser aushalten und deswegen auch beim Synodalen Weg durchaus selbstbewusst in innerkirchlichen Streifragen auftreten.

Bereits 1950, als junger Mann, hat Ihr Vater einen bemerkenswerten Aufsatz in seiner Heimatzeitung, im Trierischen Volksfreund verfasst, in dem er sich engagiert für die Ökumene und die Überwindung der konfessionellen Grenzen ausgesprochen hat. Auch die Gründung der CDU, so beachtlich sie war, hatte nicht dazu geführt, dass die Ökumene selbstverständlich war. Wie weit wäre er diesen Weg gegangen? Was hätte er zu dem Thema gesagt, das uns heute besonders beschäftigt, zum gemeinsamen Abendmahl?

KLAUS MERTES: Wie gesagt: Das C in der CDU war für ihn im Sinne einer Überwindung des konfessionellen Gegensatzes in der deutschen Politik ein großes Anliegen. Luther wurde in unseren Familiengesprächen sehr geschätzt. Ein Lieblingsgedanke, den er ständig wiederholte, bezog sich auf Paulus, mit Luther-Brille gelesen: Das Gesetz, die Ethik, insbesondere die Bergpredigt, haben primär eine anklagende Funktion. Sie weisen den Menschen darauf hin, dass er angesichts dieser überfordernden Gebote versage, Sünder sei und deswegen auf die Barmherzigkeit Gottes angewiesen bleibe. Das half ihm, mit der Verantwortungslast und den ethischen Dilemmata der Abschreckungspolitik umzugehen. Wenn er von kirchlicher Seite wegen seiner Position etwa zum NATO-Doppelbeschluss angegriffen wurde, dann pflegte er zu sagen: „Mich richtet der Herr, nicht der Herr Vikar.“ Das war nicht nur ein Bonmot, sondern er glaubte wirklich, dass er vom Herrn als Sünder gerichtet wird, und dass er im ethischen Dilemma der Abschreckung letztlich nur die Hände falten und sich der Barmherzigkeit Gottes anvertrauen konnte.

Was er zum gemeinsamen Abendmahl gesagt hätte? Ich weiß es nicht. Ich glaube, dass die Berührungängste, durch die ich selbst in dieser Frage durchgehen musste, eher zu seinem Erbe gehörten als zu dem meiner Mutter. Sicher ist eins: Er hatte eine Sehnsucht nach größerer ökumenischer Einheit, hatte aber auch so viel Respekt vor den Verfahren des ökumenischen Dialogs, dass er da nicht in seiner persönlichen Praxis vorgeprescht wäre. Ich sage das, weil ich mich an die Tränen der Freude in den Augen von Vater erinnere, nachdem er einmal in Moskau nach einer Beichte beim orthodoxen Popen die Erlaubnis erhalten hatte, an der Kommunion teilzunehmen. Er wusste, dass sich Orthodoxie und Katholizismus im Sakramenten-Verständnis nicht unterschieden und dass dieser Schritt deswegen möglich

war. Ökumene ist mehr als nur katholisch-evangelische Ökumene, ohne mit dem Wörtchen „nur“ etwas Abwertendes zu meinen.

Lieber Herr Mertes, Ihr Vater stand zwar formal nicht in der ersten Reihe der Regierungsämter als Bundesminister, aber er hat wie nur wenige andere Einfluss auf die deutsche Außenpolitik genommen. Und seine Methode hat Peter Hermes treffen beschrieben: „Er konnte nicht, wenn die Kraft seines Wortes nicht durchdrang, einfach politische Entscheidungen fällen. Im Reden und Schreiben lag seine Stärke und seine Wirkung“. Sie haben als enger politische Berater von Helmut Kohl und als sein Chefredenschreiber offenbar sein Formulierungstalent geerbt. Wie wichtig sind solche Fähigkeiten in einer Zeit, in der manchmal eine unbedachte Äußerung in den sozialen Medien für Wohl oder auch häufiger für Wehe sorgt eigentlich heute noch? Reicht die Überzeugungskraft des Wortes aus oder ist das inzwischen ein Relikt aus anderen Zeiten?

MICHAEL MERTES: Macht hat mehrere Facetten. Eine davon ist die Deutungsmacht. Dazu gehört die Autorität, die Sicht anderer auf handlungsrelevante Sachverhalte zu beeinflussen – durch „Framing“, wie man heute sagt. Unser Vater hat als Bundestagsabgeordneter, später als Staatsminister im Auswärtigen Amt an wichtigen operativen Entscheidungen mitgewirkt. Aber am nachhaltigsten war sein Einfluss, wenn es darum ging, strategische Ziele zu formulieren und Richtungen zu definieren – sowohl für die Programmatik der Unionsparteien als auch für das Regierungshandeln. Das hat sein Freund Peter Hermes ganz richtig gesehen. Vieles davon ist nicht dokumentiert, aber ich kann es aufgrund eigener Kenntnis bezeugen. So traf sich unser Vater nach der Bundestagswahl 1976 regelmäßig mit Hans-Dietrich Genscher in dessen Privathaus, um die Möglichkeiten einer außen- und deutschlandpolitischen Wiederannäherung zwischen FDP und Union zu sondieren.

Manche Beobachter haben unserem Vater – teils anerkennend, teils kritisch – eine gewisse „Beamtenhaftigkeit“ vorgeworfen. Ihn hat das amüsiert und sogar gefreut. Denn für ihn war Sachlichkeit eine politische Tugend, keine Schwäche im demoskopiegesteuerten politischen Wettbewerb. Insofern war er ein Man nach dem Geschmack von Max Weber, für den sich der Politiker durch „Leidenschaft im Sinn von Sachlichkeit“ auszeichnen muss, das heißt durch „leidenschaftliche Hingabe an eine ‚Sache‘“.

Ich glaube nicht, dass wir je auf die Überzeugungskraft des Wortes werden verzichten können. Der Kampf um die Deutungshoheit hört nie auf. Natürlich ist es sehr viel einfacher, mit emotionalisierenden Memes die Sichtweisen der Menschen zu manipulieren, zu „framen“. Ich bekenne mich aber zu der altmodischen Vorstellung, dass Demokratie ohne öffentlichen Vernunftgebrauch nicht lebensfähig ist. Und dass Vernunftgebrauch Literalität voraussetzt, das heißt Schreib- und Lesekompetenz.

KLAUS MERTES: Vielleicht darf ich zu der Beobachtung von Peter Hermes noch eine persönliche Erfahrung hinzufügen. Ich mache seit 2010 die Erfahrung, dass Positionen von mir zur Frage der Aufarbeitung des Missbrauchs, die teils heftig kritisiert wurden und werden, Jahre später bis in die Formulierungen hinein in bischöflichen Äußerungen wiederkehren, vermutlich ohne dass die Beteiligten dann wissen, woher die Formulierungen kommen. Ich erlebe es als Privileg, das sehen und erkennen zu dürfen. Es gibt mir Kraft, weiterzumachen. Es ist wie ein nachträgliches augenzwinkerndes Schulterklopfen vom Himmel. Deswegen kann ich Peter Hermes nur zustimmen: Das Wort hat gestalterische

Kraft, wenn man es nur öffentlich ausspricht und es dann wirken lässt. Und vielleicht ist es sogar dafür förderlich, dass man es nicht von einer Machtposition her ausspricht. Wer hingegen in innerer Hetze spricht, um gaaaaanz schnell etwas gaaaaanz Wichtiges zu bewirken, oder um aufzufallen, oder weswegen auch immer, rührt nur im Wasserglas herum.

Noch ein Beispiel für Langzeitwirkung: Wenn ich mich nicht irre, ging die Formel „Pacta sunt servanda“, die Franz Josef Strauß nach Ratifizierung der Ostverträge benutzte, auf Vater zurück – natürlich nicht die Formel selbst, aber die Bezugnahme auf die Ostverträge, nachdem diese nun einmal in Kraft getreten und vom Bundesverfassungsgericht nicht beanstandet worden waren. Langer Rede kurzer Sinn: Ja, wir brauchen unbedingt die Kraft des Wortes. Das wohlüberlegte und sorgsam formulierte Wort ist kraftvoller als der Schwall der gegenwärtigen Logorrhoe mit den schnellschießenden Kommentaren, mit zynischen Polit-Kabarettis und Empörungsdiskursen aller Art.

Hat es die Söhne nie gereizt, wie der Vater nach einem Abgeordnetenmandat zu streben? Wenn die anderen Mitglieder der Familie, wenn Ihre Mutter hier sitzen würde, was würde die auf die Frage antworten, wieviel Vater in den beiden Söhnen steckt?

KLAUS MERTES: Vor allem: Wir sind eine Schwester und vier Brüder. Was mich betrifft: Ich wäre gerne in die Politik gegangen. Mein anderer Wunsch war: Opersänger. Im jetzigen Beruf kann ich beides kombinieren: Öffentlich singen und öffentlich sprechen. Aber Spaß beiseite. Ich kann die Anteile von meinem Vater und meiner Mutter in mir schwer unterscheiden. Meine Mutter sagt jedenfalls, dass eine Menge von Vater in mir stecke, zum Beispiel die Freude daran, auf der Bühne zu stehen. Ich erwidere dann immer: Aber auch eine Menge von Dir, zum Beispiel die größere Offenheit für sich wandelnde Zeiten.

MICHAEL MERTES: Ich habe diesen Wunsch nie verspürt, weil ich nur ungern im Rampenlicht stehe und mich lieber in der zweiten Reihe aufhalte. Außerdem könnte ich die Anfeindungen nicht ertragen, denen Politiker und ihre Familien ständig – und nicht erst seit dem Aufkommen des heutigen Phänomens „Shitstorm“ – ausgesetzt sind. Ich weiß auch nicht, ob ich die vielen Abwesenheiten von zu Hause aushalten könnte, die mit einer hauptberuflichen Tätigkeit in der Politik nun einmal verbunden sind. Das ist kein Vorwand nach dem Motto „Die Trauben sind mir viel zu sauer“, sondern eine Typenfrage. Ich bewundere zum Beispiel meinen Bruder Klaus für seine „Nehmerqualitäten“, wie man im Boxsport sagt.

KLAUS MERTES: Dafür hast du auch mich schon 67 Jahre lang ausgehalten.

MICHAEL MERTES: Interessanter Gedanke. Ich habe jedenfalls größten Respekt vor Menschen, die aus Überzeugung öffentlich für eine Position eintreten und sie gegen Widerstände durchsetzen. Um diese innere Kraft, um diesen Mut beneide ich sie.
